

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pf. In Halbjahresten: jährlich 28 Halbjahreste à 25 Pf. In Heften: jährlich 14 Hefte à 50 Pf.

Sonnenwende.

Roman von Marie Bernhardt.

(11. Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

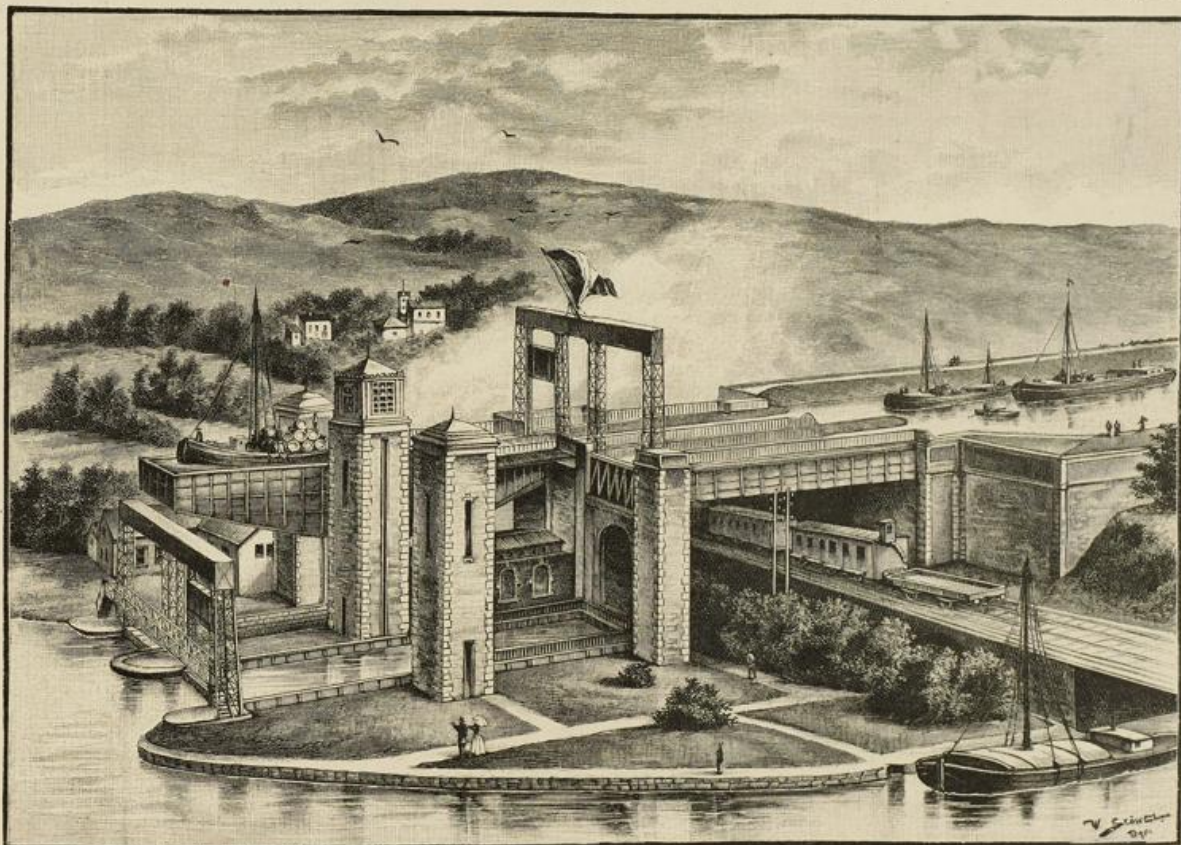
U nnie kauerte sich auf ein niedriges Bänkchen neben Theklas Sitz, brach mit einem schweren Seufzer den Brief auf und ließ ihre Schwester mit hineinschauen.

„Mein hochverehrtes, theures Fräulein!

Wie sehr viel lieber würde es mir sein, wäre es mir per-

sönlich vergönnt gewesen, zu Ihnen zu sprechen, mit Blick und Wort das zu unterstützen, was aus diesen Zeilen den Weg zu Ihrem Herzen finden soll!

Ja, zu Ihrem Herzen, dem kindlich reinen, liebevollen, das gleich bei unserem ersten Begegnen zu mir sprach! Nicht der



Hydraulisches Schiffshebwerk zu Fontinette im Neussosse-Kanal.
Zeichnung von W. Stöwer.

hohe Reiz Ihrer Persönlichkeit, nicht die feine Bildung Ihres Geistes, die Annuth Ihres Wesens allein war es, die mich bezauberte, das alles schien mir damals und scheint mir auch heute nur wie die herrliche Fassung, wie der wohlgelungene Schluß eines seltenen Edelsteines: der weiblichen Seele, die sich im bunten Treiben der Welt, im Tumult der Bewunderung und Huldigung ihre köstliche Frische und Unbefangtheit zu bewahren wußte.

Ich liebe Sie, theuerste Annie, von ganzem Herzen, liebe Sie mit der ganzen Leidenschaft und Innigkeit eines Mannes, der sein Leben nicht im tollen Rausch genossen, seine Empfindungen nicht in unwürdiger Weise zerplittert hat! Gottlob, daß ich dies von mir sagen, daß ich es wagen darf, mein Auge zu Ihnen zu erheben! Hierin nur und in meiner tiefen, unermesslichen Liebe liegt die einzige Gewähr, daß Sie den großen Schatz Ihrer Reizung an keinen Unwürdigen verschicken. Wer ich bin, was ich habe, das wissen Sie! Kein größeres Glück für mich, als mein Los mit Ihnen theilen, Sie als mit mir denkende, mit mir handelnde Gefährtin auf meinem oft schweren und verantwortlichen Berufswege neben mir sehen zu dürfen, kein süßerer Gedanke für mich als der, Sie hochzuhalten als meines Daseins kostbares Kleinod.

Ich wage es noch nicht, auf Ihre volle, freundliche Gegenliebe zu hoffen; wie selten wäre ein solches Glück, wie vermessen ich, es ohne weiteres für mich in Anspruch zu nehmen! Aber wenn Sie nun wissen, wie es in mir aussieht, wenn Sie auf meine große und tiefe Liebe blicken, vielleicht, daß dadurch das freundschaftliche Wohlwollen, das aus Ihrem ganzen liebevollen Wesen zu mir sprach, gesteigert und Ihr weiches Herz gerührt wird in dem Bewußtsein, wie mein ganzes Sinnen und Denken, mein ganzes Hoffen nur auf Sie gerichtet ist.

Ich harre in Demuth Ihres Anspruchs, und ich bete zu dem Gott, an den wir beide glauben, zu dem Gott, der sich mir so oft über mein Verdienst gnädig erwiehen hat, er möge Ihr Herz zu meinem Herzen führen und mich lehren, diese Gnade zu verdienen! All mein irdisches Glück liegt in Ihrer Hand! Ich drücke diese theure Hand an meine Lippen, an mein Herz und warte, daß sie über mein Schicksal entscheide.

Immer Ihr treu ergebener
Reginald von Conventius."

Die Schwestern ließen den Brief sinken. Thessa sah sehr ernst und nachdenklich vor sich hin, und ihre Lippen klüfterten, ohne daß das junge Mädchen es hören konnte, mehrmals „Schade!“ Annie aber legte wieder ihren Kopf auf Thessas Kniee und weinte bitterlich.

Er, dem diese Thränen galt, trat um mehrere Stunden später blaß und ergriffen aus der Thür des Gefängnisses. Remmler, der ihn geleitete, und mit dem der leutselige Pfarrrer sonst manch freundliches Wort redete, wartete heute umsonst auf eine Ansprache von ihm.

In dem weiten, in regelrechtem Viereck von Gebäuden umflossenen Hof lagerten schon abendliche Schatten, die Sonne reichte nicht mehr bis hierher. Warme, sommerliche Luft wehte zwischen den dunkeln, hohen Mauern, als sei auch sie hier gefangen und könne nicht mehr hinaus. Ein Schwälchen schoß zwischen vorüber und huschte in sein kleines Nest unter einem breiten Stein Sims nahe dem Dach; zwischen dem fest eingerammten Pflaster sproßten junge Gräser auf, und durch eine halbgeöffnete Thür sah man in den Garten des Direktors, in dem bereits die Obstbäume zu blühen begannen.

Eben trat Gretchen Remmler aus des Schließers Thür und tief mit ihren leichten Kinderfüßchen quer über den ganzen Hof, als sie den Prediger neben ihrem Vater aus dem Gefängnißthor heraustraten sah.

„Herr Pfarrrer —“ begann sie schüchtern.

Er drehte sich freundlich nach ihr um.

„Nun, kleine Friedenstaube, was bringst Du mir?“

„Der Herr Direktor“ — Gretchen schöpfe tief Athem — „ja, der Herr Direktor läßt herzlich bitten, ob der Herr Pfarrrer nicht so gut sein möchten und noch ein ganz kleines Weilchen zu ihm kommen, er wollte Sie noch so gern sprechen!“

„Gewiß will ich das, mein Kind! Guten Abend, Remmler, und Du, mein Gretchen, besuchst mich morgen nach der Schule, ich muß noch einmal mit Dir reden!“

Direktor Warner saß im Garten unter einem blühenden Kirschbäumchen auf einer Holzbank und erhob sich lebhaft, als den Erwarteten erblickte.

„Sehr freundlich von Ihnen, daß Sie kommen, Herr Pfarrrer. Ich habe um Entschuldigung zu bitten, daß ich Sie so spät noch herbitten ließ, aber es läßt mir keine Ruhe, ich muß wissen, wie die Sache mit dem Kerl — hm! — ich meine mit dem Schönfärbler abgelaufen ist . . . abgelaufen ist!“

„Sie wissen, daß er mich durch Gretchen Remmler rufen ließ —“

„Ganz recht, ja! Die Kleine sagte mir Bescheid: der Gefangene auf Nummer achtundfünfzig möchte gern den Herrn Prediger sprechen! Sie können sich vielleicht mein Entschuldigen! Hat's denn damit wirklich seine Richtigkeit gehabt — Richtigkeit gehabt?“

„Jawohl, Herr Direktor!“

„Also wahrhaftig! Mir wirbelte der Kopf, als ich es hörte. Nummer achtundfünfzig verlangt nach unserm Herrn Prediger. Ich sagte mir es immer wieder vor, Nummer achtundfünfzig dieser mit allen Wässern des Atheismus, des Nihilismus gewaschene Spitzbube, der seinen Mord und Raub aufs kaltblütigste eingestekt, nichts von mildernden Umständen, von Verführung, Komplott und Mitschuldigen wissen will, keinen einzigen seiner ohne Zweifel zahlreichen Spießgesellen angiebt, die Kerze, die ihn auf Geistesstörung hin beobachten wollen, kurzer Hand von seinen ungeschwächten Verstandeskräften überzeugt und nach einer Gott, einem Jenseits und ewigen Leben soviel fragt wie nach einer tauben Kuh! Und nun — wie um alles in der Welt mag es gekommen sein . . . gekommen sein?“

„Ich kann Ihnen das nicht so ganz genau nachweisen, Herr Direktor! Ich habe mich gehütet, den Gefangenen über seine inneren Regungen, die alle noch im Keim liegen und deren er sich halbwegs schämt, allzulehr auszuforschen. Hätte ich das gethan, — sein kaum beginnendes Vertrauen zu mir wäre für immer dahin gewesen. Als Gretchen Remmler zu mir kam, bin ich sofort mit ihr gegangen, da ich glücklicherweise freie Zeit hatte; dennod schien die kurze Zeit, die zwischen dem Aussprechen seines Wunsches und meinem Kommen lag, genügt zu haben, den Mann mit Neugier wegen seiner Uebereilung zu erfüllen, ich fand ihn kühl, ein süßig, verlegen, es gelang mir erst ganz allmählich, ihn zum Aufstehen zu bringen.“

Ich begegnete bei ihm, wie bei unzähligen andern gebildeten und halbgebildeten Leuten, einem tiefgewurzeltten Mißtrauen gegen den geistlichen Stand im allgemeinen, der festen Ueberzeugung, wir Prediger machten aus unserm Glauben ein sogenanntes Geschäft und seien nichts anderes als mehr oder weniger gute Schauspieler. Ich habe diese Ueberzeugung natürlich nicht mit einem Male entkräftet, ich habe sie nur nach bestem Können zu erschüttern vermocht. Schönfeld fragte mich in feierlichem Ton mit durchdringend auf mich gerichtetem Blick, ob ich thatächlich alles glaube, was ich anderen Leuten als göttliche Wahrheit predige; nun, ich konnte das mit gutem Gewissen bejahen, und es schien ihm Eindruck zu machen, er war sichtlich betroffen. Er kam dann auf seine That zu sprechen und wie er schlechterdings keine Reue darüber zu empfinden vermöge, wenn er auch der menschlichen Gerechtigkeit ihren ungehinderten Lauf lassen wolle, da ihn das Leben anwidere und er der Meinung sei, es sei kein Platz mehr für ihn auf der Welt. Die Periode, die er ums Leben gebracht habe, sei ein bössartiges, schändliches Geschöpf gewesen, und man schulde ihm eigentlich Dank, daß er es beseitigt habe.

Auf meine Entgegnung, wir müßten es Gott überlassen, Tod und Leben zu bestimmen, erwiderte er in seinem alten höhnischen Ton, Gott könne ihn ja zu seinem Werkzeug auserkoren haben, um die Menschheit von einem schlechten Subjekt zu befreien.

Ich fragte ihn mit großem Ernst, ob er wirklich irgend eine göttliche Regung, die ihn zu einer solchen That hätte anspornen können, in sich gespürt habe; die Antwort lautete: nein, er entsinne sich überhaupt nicht, jemals einer göttlichen Regung seines Innern gefolgt zu sein. Ob wir denn dazu da seien, thatenlos zuzusehen, wie Laster, Geiz und Ungerechtigkeit sich auf Erden breit machen, ohne den Versuch zu wagen, dem abzuhelfen und den armen Bestohlenen, Unterdrückten ihr Recht zu verschaffen? — Gewiß sollen wir das, entgegnete ich, aber Mord

und Diebstahl seien nicht die Mittel, einen solchen Zweck zu erreichen, von solchen Tzwegen wende Gott sich mit Zorn ab; ich wies auf seine Bildung, sein gesundes Urtheil hin, ich fragte ihn, was wohl aus der Welt werden müßte, wenn jeder darin sich sein sogenanntes Recht nehmen würde . . . sein Recht, das jeder Stand, jede Bildungsstufe anders ansieht, anders auffaßt, das bald hier, bald dort liegen und unnenmbares Unglück, grenzenlose Verwirrung heraufbeschwören müßte.

Gewiß sei an der Welt, so wie sie heute sei, vieles unvollkommen und dringend der Verbesserung bedürftig, immer aber sei ein anderer Geist als der der Vernichtung und Zerstörung nöthig, aus dem heraus wir streben müßten, vorwärts zu dringen und Schäden zu beseitigen. — Ob das der Geist der Liebe sei, von welchem alle Geistlichen soviel Redens machten? — Ohne Zweifel! — Ob ich denn zum Beispiel ihn lieben könne, ich, der makellose Gottespriester, ihn, den schweren Verbrecher? — Sicher thäte ich das! Ich sei aber kein makelloser Gottespriester, sondern ein Mensch wie er, und eben, weil ich das sei, spreche das Menschliche aus mir zu ihm mit beredter Stimme — ob denn diese Stimme nicht auch zu ihm geredet habe? — Allerdings, er habe sich, gegen seinen Willen, gleich von Anbeginn zu mir hingezogen gefühlt, trotzdem ich ein Geistlicher sei! — Eben weil ich ein Geistlicher sei, war meine Erwiderung, und was da in ihm für mich spreche, unklar noch und halb verstanden, das sei Gott, derselbe Gott, zu dem ich bete, der mir helfe, wenn ich ihn rufe, der mir auch hier, auch heute helfen werde, wenn ich ihn mit ganzer Kraft meiner Seele bitte, mir beizustehen.

Und dann habe ich ein kurzes Gebet gesprochen aus meinem Herzen heraus, und der Gesangene hat mir zugehört, erstaunt, aber nicht spöttisch, nicht widerwillig oder empört. Und er hat mich mit leiser Stimme gebeten, wiederzukommen, recht bald, und das habe ich ihm versprochen!

Es blieb eine Weile still unter den blühenden Obstbäumen; endlich nahm der Direktor die schmale Rechte des Pfarrers zwischen seine derben, kurzen Hände und drückte sie kräftig.

„Sehen Sie, ein solches werththätiges Priesterthum, wie Sie es haben, Herr von Conventius, das lob' ich mir! Hat uns lange gefehlt! Jemand ein allgemein gehaltenes Gebet und ein paar Bibelsprüche für die Gefangenen, das thut's nicht! Nein, man muß ihr Leben kennenlernen, auf ihre Ideen eingehen, die Sache vom praktischen Standpunkt angreifen! Hier zumal, wo der Betreffende sich auf Bildung und Aufklärung hinanspielt und den Philosophen des Unbewußten darstellen möchte! Nicht jeder Geistliche hätte sich so ruhig von diesem Teufelskeel ausfragen lassen, ihm so eingehend geantwortet, sich mit ihm gewissermaßen auf gleiche Stufe gestellt. Im übrigen wäre es ihm selbst und auch Ihnen, bester Herr Pfarrer, und Ihrem warmen Eifer zu gönnen, wenn diese arme Sünderseele bald ihren Frieden mit dem Himmel machen wollte, bald, sage ich, denn die Bestätigung des Todesurtheils kann jeden Tag eintreffen, und dann hat's bis zur Vollstreckung nur noch knappe Frist, — nur noch knappe Frist!“

Reginald erhob sich rasch.

„Ist keine Hoffnung mehr, keine? Und wäre ein Gnadengejud ganz erfolglos?“

„Es hätte nur dann Erfolg, wenn der Verurtheilte selbst wenigstens den Weg der Gnade beschreiten, zeitweilige Unzurechnungsfähigkeit, Trunkenheit, fahrlässige Tödtung oder dergleichen einräumen wollte. Aber in allen Punkten geständig' heißt es in den Akten immer wieder. Ja, was soll da der Verteidiger machen? 's ist ein hoffnungsloser Fall. Also Sie gehen schon, Herr von Conventius? Nun, ergebenster Diener und vielen Dank — vielen Dank!“

„Ein hoffnungsloser Fall — ja!“ sagte sich Reginald auf seinem Heimwege. „Denn der Mann soll sterben, und es giebt für ihn kein Entrinnen vor der irdischen Gerechtigkeit! Und doch nicht ganz hoffnungslos, nicht ganz verloren, nein, nein! Gott wird mich hören, wird mir so gnädig sein und sein unsterbliches Theil einfordern durch mich, sein demüthiges Werkzeug! Möge mein Herz fromm und unverzagt, mein Geist stark und muthig sein, mein Mund die rechten Worte finden, damit ich mein hohes Ziel erreiche!“

Und während die Worte in ihm wiederklangen wie ein Gebet, sank leise der Frühlingsabend nieder auf die schöne Welt.

Goldene Schleier schwebten am Himmel, ein süßer Duft stieg wie ein Dankopfer von den frisch ausgeblühten Kräutern empor, ehe der Nachthau kam, sie zu tränken, und ein leises Säuseln strich durch Busch und Baum. Kein Wind war's, nur ein friedliches Atmen, das die blühenden Bäumchen küßte, die ihren Lenzestraum träumten. — Und in Reginalds Seele küßte dies kosende, weiche Lüftchen den Liebestraum wach, und eine grenzenlose Sehnsucht nach Glück kam über ihn, ein allmächtiges Verlangen nach Annie Gerolds süßem Gesicht, nach ihrer Stimme — ihrem Kuß! Es packte ihn wie mit Allgewalt — es riß ihn vorwärts, trieb ihn seinem Hause zu . . . gewiß, gewiß, er konnte schon eine Antwort finden!

Und er fand sie!

Dort auf seinem Arbeitstisch, unter dem Pichschein, den die brennende Lampe auf die purpurrothe Decke warf, lag ein Brief, die Adresse wies eine kraftvolle, große, charakteristische Handschrift auf — schrieb so Annie? Vielleicht, nein, gewiß sogar antwortete ihm die ältere Schwester. Wie seine Hände zitterten, als er den Umschlag öffnete!

Da! Verlobt mit einem andern! — Ihn war's, als hätte er einen eiskalten Schlag ins Herz bekommen — in sein warmes glückseliges Herz! Ihm stimmerte es vor den Augen — seine reine und starke Natur sträubte sich, zu glauben, was er las. Konnte denn das sein? War es möglich? Ein Mann liebt ein Mädchen, so wie er liebt, aus voller Seele . . . und dies Mädchen empfindet nichts davon und geht hin und verlobt sich mit einem andern!

Er biß die Zähne über einander und zwang sich, ruhig zu werden und den Brief zu lesen. Er war sehr herzlich abgesetzt, dieser Brief, fast in mütterlichem Ton, und wenn Reginald nicht ganz von dem einen Gedanken beherrscht gewesen wäre, hätte er leicht zwischen den Zeilen heranstehen können, wie es der Schreiberin leid thue, daß es gerade so habe kommen müssen. Aber er sah nichts davon — und wenn auch! Was hätte er mit Thella Gerolds Mitgefühl und ihrem heimlichen Bedauern angefangen! Sie theilte ihm mit, wie schmerzlich ihre junge Schwester über seinen Brief geweint habe, wieviel Freundschaft und Hochachtung sie für ihn empfinde, — ein wehmüthiges Lächeln verzog Reginalds Lippen . . . er hatte mehr gehofft als das!

O Annie, Annie — Lieblichstes und Schönstes, was die ganze weite Welt für ihn hatte! Für ihn gab es nichts Süßeres als ihr rosiges, zartes Gesichtchen, ihren klug aufsehtenden Blick, ihr helles Lachen! Zu seiner Qual sah und hörte er all dies deutlich vor sich, sah sie in dem Kleide, das sie zuletzt getragen, sah die bittenden, schönen Augen auf sich gerichtet, als sie ihn fragte, ob sie ihm ihre Blumen schicken dürfe, fühlte ihre warme, weiche Hand in der seinen! Ach — hätten sie ihm geschrieben, er solle warten, um sein Glück dienen, es sei nicht alle Hoffnung ausgeschloffen — er würde ein geduldiger Bewerber werden sein! Zu Demuth hätte er auf ihren Ausspruch geharrt — aber nun! — Und er, dieser Mann, den er am ersten Abend schon an ihrer Seite gesehen, der wie ein dunkler Schatten gegen ihre Lichterscheinung, ihr sonnenhelles Wesen hervortrat — er hatte sie ihm genommen! War es denn nicht auch zuviel gewesen, was er, Reginald von Conventius, vom Schicksal gefordert? Wie? Es hatte ihn in seinem so sehr geliebten Beruf begünstigt, ihn in kürzester Frist auf einen hervorragenden, bedeutenden Posten gestellt, ihm verantwortliche Pflichten, wie er sie sich wünschte, gegeben und ihm die Fähigkeit und Kraft verliehen, diesen schweren Pflichten auch gerecht zu werden; es hatte ihm Rang und Ansehen, ein gewinnendes Aeußere und viele Mittel zum Wohlleben und Wohlthun gegeben, — nun streckte er noch nach einem, dem höchsten Besitz, seine Hand aus . . . er wollte nicht nur geachtet, angesehen und beliebt — er wollte auch glücklich sein! Eine Braut — ein Weib wie Annie Gerold ihm zur Seite, und er hätte den Himmel auf Erden gehabt! — Aber sein Himmel sollte nicht auf Erden sein! —

Ein häßliches, bitteres Gefühl, das seine Seele bisher noch nie gekannt, kam über ihn: der Neid! Neid auf den Glücklichen, der jetzt gewiß, an diesem wonnigen Maiaabend, im verschwiegensten Winkel des Gerold'schen Gartens saß, sein neues Glück im Arm: an seine Schulter gelehnt das Köpfchen mit dem seidigen, braungoldenen Haar — zu ihm aufblickend die wunderbaren Augen, in denen ein zärtliches Licht entsacht war — für ihn die thaufrischen, lächelnden Kinderlippen — — —

Schwerathmend sprang Reginald empor; er wollte das nicht denken, nicht sehen, vor allem den dumpfen, lähmenden Druck nicht mehr haben, der seiner unwürdig war, der sein Herz vergiftete! Ihr Herz hatte ihn nicht gewählt, es sprach nichts darin für ihn — nun, so hatte er das zu ertragen und seinen Weg allein weiterzugehen wie bisher!

Wie bisher . . . und doch so anders! Zeige dem Menschenherzen, das bis dahin nur von Arbeit, Pflichterfüllung und Freundschaft wußte, das Glück und die Liebe, wecke das Verlangen, den quälenden Durst danach in ihm, — — — laß ihm die entzündende Kata Morgana dichten, dich vor den sehnsüchtigen Augen gaukeln — und dann entzieh sie ihm plötzlich und sprich: „Was hast Du denn gehabt? was besessen? es ist ja alles wie zuvor“ — wird es dir glauben und wieder ruhig schlagen wie ehemals?

12.

Freiz von Conventius stieg rasselnd, klirrend, lächelnd die drei Stufen zu seiner Thüre hinauf und schloß sie mit einem Drücker auf; er kam von der Parade, hatte gestern und heute allerlei erlebt — war sehr nachdenklich — sehr!

Zuerst klirrte der junge Kriegsgott vor den Spiegel in seinem Arbeitszimmer — halb mannhoch, aber schlechtes Glas! — und unterzog sich einer eingehenden Musterung. Hm! Ja! Hm! Warum nicht? Trotz des schlechten Glases nicht ohne — gar nicht so übel! Hm! Ja!

Aus dem Nebenzimmer eilte Zulchen mit wilden Sägen herbei und sprang freudewinselnd an ihrem Gebieter in die Höhe.

„Na, schon gut, Alte! Kusch' Dich! Was hast Du Dich denn so unbändig zu benehmen, dummes Frauenzimmer? Thust ja gerade, als ging' es heute auf Wildenten und Schneepfen los! Aber hat sich was! 's ist doch, als wenn die Creatur wüßte . . . ja, ja, Julietta, wir sind nicht von Stroh, — haben eine feine Spürnaße — leben nicht umsonst Jahr und Tag im vertraulichen Verkehr mit einem gebildeten Manenlieutenant! Aber noch sind wir nicht so weit, sag' ich Dir! Thee trinken und abwarten! Was ist das für ein neugieriges Gesicht! Abwarten, heißt es!“

Der Lieutenant gab Zulchen, die erwartungsvoll und schweißwedelnd zu ihm aufschaute, einen Rasenstüber, was sie mit unwilligem Rümpfen hinnahm, und begann, sich seiner Uniformpracht zu entledigen.

„Dieser Esel von einem Burischen ist wieder 'mal fort! Jemand einer Schürze nach, natürlich! Merk' es Dir, Zulchen, alles Unglück, was auf Erden geschieht, richten die Weiber an. Profit!“

Er führte sich ein Glas Portwein zu Gemüth, schlüpfte in seine Hausjoppe und warf sich, die bestiefelten und bespornten Beine weit von sich streckend, auf eine niedrige gepolsterte Ruhebank. Zulchen hatte ein Stück gekochten Schinken, das Freiz ihr zuwarf, geschickt mit dem Maul aufgefangen, hielt es jetzt zwischen den Vorderpfoten und verzehrte es in beschaulichem Behagen.

Der Manenlieutenant lag eine Weile regungslos, dann tastete er mit der Hand, ohne sich aufzurichten, auf einem kleinen, fettenbehängenen Metalltischchen, das neben der Postbank stand, umher, griff sich eine Cigarette und Streichhölzchen, und nun, zwischen den blauen Rauchringeln zur Zimmerdecke emporstarrend, konnte er mit dem richtigen Nachdenken beginnen.

Zuerst dachte Freiz an sich selbst — wer will ihm das verargen? Er hatte vor einer kleinen halben Stunde, frisch von der Parade kommend, Hedwig Rainer mit ein paar Freundinnen auf der Kommandantenbrücke getroffen, und wie er ehrerbietig und erfreut zwei Finger an den Helm legte, konnte er nicht umhin, wahrzunehmen, daß die niedliche Blonde tief erröthete und ihn sehr — sehr wohlgefällig musterte; eigentlich war's mehr gewesen als Wohlgefallen, was aus ihren Augen zu ihm gesprochen hatte! — Und nun lag Freiz hier auf dieser seiner Ruhebank und überlegte rauchend, während er zugleich überlegend rauchte. Einen Korb würde er sich hier nicht holen, das stand fest, und das nöthige Kleingeld fehlte auch nicht — soweit war alles in Ordnung! Seine eigenen Angelegenheiten waren arrangirt, dank dem Prachtstück von einem Vetter, der ihm vor vierzehn Tagen „so nebenher“ eine alte, sehr drückende Schuld von vierhundert Mark bezahlt hatte — ohne ein Wort der Ermahnung oder des geistlichen Zuspruchs, nur mit einem kleinen, verlegenen Lachen und einem treuherzigen „aber Freiz!“ alle Dankesäußerungen

abschneidend. Jetzt blieben nur noch ein paar ganz unbedeutende Kleinigkeiten, nicht der Rede werth — o ja, der Manenlieutenant von Conventius war ein braver Kerl! — War er denn sehr beliebt in Hedwig Rainer? So sehr eigentlich nicht — aber doch ein wenig! Wenn ihm nur nicht ein anderes, sehr viel reizender Gesicht so oft und deutlich vorgeschwebt hätte! Teufel noch einmal! Er wußte es ja genau, die Trauben hingen viel zu hoch für ihn wuchsen überhaupt gar nicht für ihn . . . daß er einen solchen Kennerblick für weibliche Schönheit, ein so verwünscht treues Gedächtniß für jeden Ausdruck, jedes Lächeln haben mußte! Ach — dieses Lächeln — — — weg damit! Andere Mädchen konnten auch lächeln, sehr freundlich und ermunternd sogar! Nun also! — Es bleibt dabei! Hedwig Rainer!

Er warf ganz aufgeregt dem schlafenden Zulchen den glimmenden Cigarettenrest an den Kopf und nahm frischen Vorrath. In den nächsten Tagen also — „im wunderschönen Monat März“ — als alle Knospen sprangen, — da könnte man sich auf die Brautfahrt machen! Der selige Papa Rainer hatte seinem Töchterchen ein hübsches Vermögen erworben — sehr lobenswerth von dem guten Herrn . . . freilich, eine Schwiegermutter war vorhanden, aber sie hatte ein freundliches, braves Gesicht und schwärmte augencheinlich fürs Militär; die würde nicht beißen!

So — das wäre abgemacht! Aber nun Reginald — hatte er eigentlich Aussichten bei Annie Gerold? Seit einigen Tagen hatte Freiz den Vetter nicht gesprochen, sie hatten beide viel zu thun gehabt, das Kind Gottes und das Kind der Welt, aber gestern, als der Mann mit dem Kameraden Gründlich aus der Hausthür getreten war, da waren sie geradeswegs auf den heimkehrenden Reginald gestoßen; sie hatten nur einen kurzen Gruß getauscht, aber das edle, schöne Gesicht war dem wachsamem Auge des Veters eigenhentlich ernst, fast traurig erschienen! Das kommt doch nicht . . . undenkbar! Wenn das geschah, wenn Annie Gerold dieses Juwel von einem Manne nicht nahm und Gott noch dazu auf den Knien dankte, dann, — ja, dann konnte ihre Schönheit noch so groß, ihr Lächeln noch so bezaubernd sein . . . Freiz von Conventius würde mit ihr fertig sein!

Und was war mit Parzifal, dem „reinen Thor“, geschehen? Er hatte dem Kameraden Gründlich sehr triumphirend erzählt, er laufe jetzt Sturm auf die Festung, was entschieden die beste Taktik sei — er habe schon einen Besuch „dort“ abgestattet und werde jetzt mit einem Bouquet nachhelfen. Nun, heute bei der Parade hatte der Festungsthürmer so schlechtgelaunt ausgesehen, daß Freiz, stat jeder anderweitigen Anspielung, nur gefragt hatte, ob ihm die Peter silie bei dem schönen Maiwetter gänzlich verhaselt worden sei. Thor hatte etwas von „faulen Wigen“ gebrummt und seinen Rapphengst so schlecht behandelt, daß dieser es übernahm und dem Reiter gehörig zu schaffen machte. „Wenn der Mann schon an einem unschuldigen Stüd Pferdefleisch seine Wuth ausläßt, dann ist's schlimm um ihn bestellt,“ folgerte Freiz, „ich nehme an, daß die schöne Annie ihn mit Grazie hat ablaufen lassen; verdenk' ihn das, wer kann! Eine solche Gazelle — und dies Mammuth!“

Soweit war der junge Mann in seinen Betrachtungen gekommen — und sie drehten sich alle um Liebe und Heirath! — als die Thür sich vorsichtig aufthat und das geröthete Gesicht des Burischen sichtbar wurde, der einen sehr schlechten Empfang bei seinem Gebieter voraussetzte, daher auch nicht näher kam, sondern mit einem sehr langen Arm ein großes, weißes Couvert auf das Metalltischchen schob.

„Was soll das?“ rief der Lieutenant plötzlich überlaut, als sich die Thür eben wieder vorsichtig schließen wollte. „Hierher! Rapport!“

Der Gerufene kam mit sehr kleinen Schritten heran und hielt sich in der Nähe der Thür.

„Dies hier ist eben für den Herrn Lieutenant angekommen!“

„So? Und wann bist Du für den Herrn Lieutenant angekommen? Wie?“

„Ich — ich — der Herr Lieutenant werden entschuldigen —“

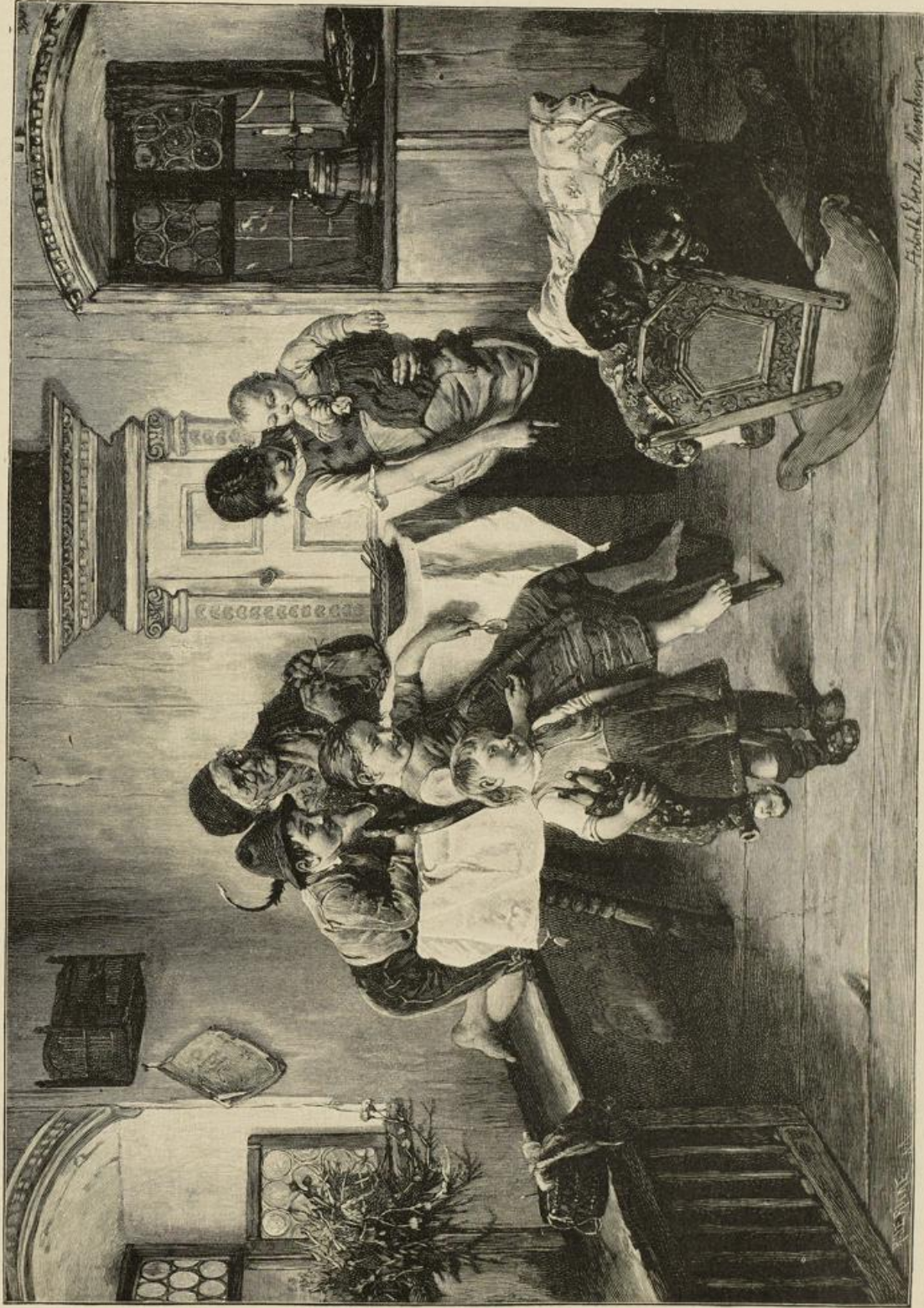
„Nichts wird entschuldigt! Wo hast Du gesteckt?“

„Der Herr Lieutenant werden entschuldigen — die Emilie von drüben ist meine Braut, — und heute ist drüben Besuch, und da half ich ihr bloß deden.“

„Also die Emilie von drüben! Netze Bescherung! Wie sieht die Emilie von drüben aus?“

„Herr Lieutenant werden entschuldigen — sie sieht sehr gut aus!“

„Wollte ich mir auch ausgeben haben! — Jung?“



Der erlappte Eindringling.
Nach dem Gemälde von H. Eberle.

„Zwanzig Jahr, Herr Lieutenant! Und ob ich heute abend nicht bei der Gesellschaft serviren helfen darf?“

„Ihr werdet was Schönes zusammenserviren — zwei Verliebte! Die armen Gäste! Na — Paßscholl! — Kehrt — Marsch!“

„Vielen Dank auch, Herr Lieutenant! Wenn der Herr Lieutenant für die nächste Zeit noch etwas brauchen — eine Stunde bleib' ich noch hier!“

„Sehr verbunden! Werde mir's merken! Jetzt mach, daß Du fortkommst!“

Der Burische verschwand, und Fritz, den das kleine Intermezzo erheitert hatte, griff, halb aufgerichtet, nach dem Couvert und riß es auf. Eine sehr fein ausgestattete Karte fiel ihm entgegen.

„Annie Gerold

Karl Delmont, Professor an der Kunstakademie,
Verlobte.“

Der Mann schlug mit der geballten Faust auf das Tischchen, daß das Metall klirte und die Ketten rasselten. Zudeln fuhr mit einem entsetzten Laut aus ihrem friedlichen Schlaf empor und der Burische steckte den Kopf zur Thür herein und fragte erschrocken: „Was befehlen der Herr Lieutenant?“

„Nichts — zum Donnerwetter! Schert Euch alle beide zum Teufel!“

Dies geschah, und Fritz blieb mit seiner Wuth allein.

„Es ist doch gleich zum . . . dieses Glück, das der Farbenreiber hat! Verlobte — jawohl — nimmt sich sehr schön aus — gratulire, Frau Professorin in spe! Mir ahnte so etwas — war mir gleich nicht wohl, als ich diesen interessanten Künstler um das Mädel herumspukten sah! Solch einen Geschmack zu haben! Einen schöneren Kerl als meinen Regi kenn' ich wenigstens nicht — und sie wird auch keinen kennen! Aus der Haut könnte man fahren!“

Ueber dem Haupt des schwergereizten Lieutenants begannen jetzt Schritte zu ertönen — immer gleichmäßig auf und ab, auf und ab, die ganze Länge des Zimmers herauf und herunter.

„Da geht er nun hin und her mit seinem Liebestummer — der arme Teufel — dem wird die Sache heillos nahe gehen! Unser-eins schüttelt sich ein paarmal, wettet unter die Rekruten, trinkt sich 'nen Gehörigen an, macht dem Gaul ordentlich zu schaffen — und aus ist es — aber der! Solch ein kokettes, herzloses Mädel! Na, das stimmt aber eigentlich nicht — sie ist doch ein süßes Geschöpf — und eben weil sie das ist, hätte sie nicht diesen . . . Jetzt hat der da oben womöglich auch solch eine schöne Anzeige in der Hand! Wird ihm ungeheuer erfreulich sein! Könnte dieser Vater sammt seiner Berühmtheit nicht sitzen bleiben, wo er gefessen hatte? Dann säß' ich jetzt oben bei meinem Regi und braute uns ein feines Biewlchen und freute mich auf den Augenblick, wo ich der schönen Annie den innigen Vetterfuß auf das reizende Mäntchen drücken könnte! Ja Prosit! Jetzt kann ich mir den eigenen Mund wischen und zusehen, wie der Professor sie küßt! Ich will aber nicht zusehen — nein, ich thu' es nicht! Daß diese kluge Thekla so etwas wie diese Verlobung zulassen konnte! Die hat es doch mit halbem Auge gesehen, wie es um Reginald stand — aber in Liebesgeschichten taugt kein einziges Frauenzimmer was — kein einziges, und wenn es noch so klug und so alt ist! Meine eigene Verlobungsidee ist mir förmlich verleidet! Wenn eine Annie Gerold so ist — was läßt sich dann von einer Hedwig Kainer erwarten? — Parjissal wird nicht übel wettern — die Klüche möcht' ich hören — er kann ein ganzes Legiton voll davon herausgeben. Na — Gott gnade seiner Schwadron! Aber mein armer Regi, wie er die Rennbahn auf- und abläuft! Die Zimmergymnastik wird ihm wenig helfen. Ob ich zu ihm hinaufgehe? Wenn er wenigstens Stat spielen könnte und wir hätten den dritten Mann“ —

Dies war der Gedankengang des Lieutenants von Conventius anlässlich der Verlobung Annie Gerolds mit Delmont. —

Sie machte viel von sich reden, diese Verlobung, denn in allen Schichten der Bevölkerung von F. . . . interessirte man sich für die schöne Annie Gerold. Man hatte allgemein geglaubt, sie würde irgend einen Offizier heirathen, sie schien dazu wie geschaffen. Ihre Verlobung mit Professor Delmont schlug unerwartet wie eine Bombe in zahlreiche ahnungslose Gemüther und versorgte viele Familien auf längere Zeit hinaus mit Gesprächs-stoff. Merkwürdig war es nur, daß, so allgemein beliebt auch Annie war, sich doch niemand so recht herzlich über ihre Verlobung zu freuen vermochte. Man war erstaunt, befremdet, überall

hieß es: „Nein, aber diese Ueberraschung!“ — oder: „Wer hätte doch das gedacht!“ — nirgends aber sagte man: „Das freut mich recht von Herzen — das giebt ein glückliches Paar!“

Das kam nun wohl daher, weil die wenigsten überhaupt Delmont kannten. Er hatte fast gar keine Besuche gemacht, in einigen Familien nur Karten abgegeben zu einer Zeit, da man zehn gegen eins wetten konnte, die Betreffenden nicht daheim finden. Und die wenigen Leute, die ihn bei einem kurzen Besuch gesprochen hatten, wußten entweder nicht, was sie aus ihm machen sollten, oder er war ihnen gar unheimlich. Seine Manieren ließen nichts zu wünschen übrig, sie waren die eines Mannes der großen Welt — wenn nur seine Augen nicht so müde und weltfremd geblickt hätten, wenn nur durch seine Worte nicht immer wieder diese grenzenlose Gleichgültigkeit gegen alles, was das Publikum sagt und denkt, sichtbar geworden wäre. Delmont erschien im Gespräch entweder matt und theilnahmlos oder herb und spöttlich — dies trug ihm den Ruf der Anmaßung und Unliebenswürdigkeit ein, und jedermann wunderte sich, wie die verwöhnte, gefeierte Annie Gerold einen so ungenießbaren Sonderling nehmen konnte, und bedauerte im voraus das Los, welches das reizende Wesen an der Seite dieses Mannes haben würde.

Die Leute vergaßen, daß selten einem Menschen so viel Gelegenheit zum Menschenstudium gegeben wird als einem berühmten Künstler — wohlverstanden, einem solchen, dem die „Berühmtheit“ nicht gleichsam in die Wiege gelegt worden ist, sondern der sich dieselbe mühsam Zoll für Zoll selbst erobert hat. Fällt nun solche Menschenkenntniß auf den Boden eines schon in früher Jugend verbitterten und zum Mißtrauen geneigten Herzens, das nie glückliche Illusionen gekannt hat, dann kann von einer harmonischen Charakterentwicklung keine Rede mehr sein. Schmeichelei, Neid, Verleumdung — Dinge, die der Künstler eher als jeder andere auf seinem Lebensweg findet! — Lehren ihn, die Menschen geringschätzen, die niedrige Kriecherei derer, die sich dem bloßen Erfolg beugen, widert ihn an, er sucht seine Ideale nur in seiner Kunst, weil er daran verzweifelt, ihnen niemals im wirklichen Leben zu begegnen. Der Vorbeir schmeckt bitter — das ist eine alte Erfahrung!

Von Delmonts Vorleben ahnte niemand etwas; als er nach F. kam, hatte man sich bemüht, Biographien des Künstlers in den bekannten Tagesblättern aufzutreiben — allein umsonst. Man erfuhr durch die Redakteure, Professor Delmont verhalte sich allen derartigen Aufforderungen gegenüber durchaus ablehnend; er habe das Jahr seiner Geburt und die Stadt angegeben, in welcher er das Licht der Welt erblickt habe — Prag. Hier habe er bis zum vierten Jahre gelebt, sein Vater sei ein unbemittelter Kaufmann gewesen, der es bald hier, bald da habe versuchen müssen — die Familie habe nacheinander in verschiedenen Städten gelebt . . . was denn noch weiter zu sagen sei? In München, Paris und Rom habe er bei den und den großen Meistern studiert, dann sei er fast beständig auf weiten Reisen gewesen. Dringend erücht, über seine innere Entwicklung als Künstler zu berichten, da die Welt, die von Bewunderung für seine bedeutenden Werke erfüllt sei, gewissermaßen ein Unrecht darauf habe, sei er diesem Ansuchen mit seiner ganzen Schroffheit entgegengetreten: das habe er nicht nötig, dazu könne ihn kein Mensch zwingen, er sei kein Schriftsteller von Beruf und als solcher verpflichtet, Rechenschaft über sich abzulegen, man möge ihn in Ruhe lassen. Wer sich für seine innere Entwicklung interessire, der solle seine Bilder ansehen, in ihnen sei sie enthalten — wer daraus nicht klug werde, dem könne er nicht helfen!

Dies also war alles, was man von ihm wußte! Keine rührende, reizende Kindergeschichte, keine anekdotenhafte Jugendepisode — kein reicher Gömmer — keine ideale Mutter — kein poetischer Liebeshandel — nichts! Die Menschen mußten sich in der That damit begnügen, seine Bilder anzusehen, soviel davon ihnen zugänglich war — sie waren alle, trotz ihrer großartigen Einfachheit, oder vielleicht eben wegen derselben, von tief ergreifender Wirkung, diesem Eindruck vermochte sich kein Laie zu entziehen — aber was ein meisterhaft ausgeführtes Frauenbildniß, ein Sonnenaufgang am Ganges, ein Hinduweid mit seinem Kinde, eine prachtvoll lebendige Straßenszene in Bombay oder Kairo mit dem inneren Leben des Künstlers zu thun haben sollte — das fragten sich die Leute umsonst. —

(Fortsetzung folgt.)

Tabora.

Von Sansibar ist die erfreuliche Kunde eingetroffen, daß Emin Pascha auf seinem Zuge nach dem Viktoria-Njansa die Hauptniederlassung der Araber im Innern, Tabora, erreicht hat.

Die Grenzen von Deutsch-Ostafrika sind jetzt endgültig festgestellt. Unsere ostafrikanische Kolonie ist ein gewaltiges Stück Land, ungefähr zweimal so groß wie das Deutsche Reich, und hat eine sehr günstige bevorzugte Lage. Ihre östliche Grenze bildet die Küste mit den wichtigen Handelsstädten Bagamoyo, Dar-es-Salaam u. s. w. Im Norden umfaßt sie den grünen Sattel des schneebedeckten Kilimandscharo und stößt an den herrlichen Viktoria-Njansa oder den Ukerewe, wie die Araber den See nennen. Im Westen grenzt sie an das Gebiet des Kongostaats und verläuft längs der Ostküste des Tanganjikasees, berührt die nordöstliche Spitze des Masajaces und schließt im Süden mit dem Laufe des Rovumalflusses ab. Durch dieses Gebiet führten seit jeher die Hauptstraßen des mittelafrikanischen Handels, auf welchen das Eisenblei der Länder um den Viktoria- und Tanganjikasee nach Sansibar gebracht wurde. Hier liegen die Haupttappen der Araber auf dem weiten Wege nach dem Kongo; die Handelsbeziehungen reichen von der Küste bis Kijangwe und darüber hinaus, berühren in Uganda und Unjoro selbst die Grenzen des Reiches der Masajiten. Die Karawanen der Händler werden nicht so bald die gewohnten Wege verlassen, um neue Bahnen einzuschlagen, und die alten Handelsstraßen entlang wird sich auch die koloniale Thätigkeit der Deutschen bewegen.

Emin ist gerade zu diesem Zwecke abgerückt. Er will die Handelsstraße über Tabora zum Viktoria-Njansa sichern und an den Gestaden des Sees selbst eine Station gründen, die zu einem Mittelpunkt der Kultur werden soll. Die erste wichtige Etappe auf diesem Wege ist nunmehr erreicht worden. Bis jetzt bildete Nywawwa an den Grenzen Usagaras das äußerste Bollwerk der deutschen Macht, nun aber hat sich ganz Unjamwesi Emin unterworfen. Versuchen wir Land und Leute, durch welche der ruhmvolle Kulturträger im dunklen Welttheil gezogen ist, in kurzen Umrissen zu skizzieren.

Westlich von Nywawwa dehnt sich etwa zwei starke Tagemärsche lang eine Wildnis aus, „Warenga Mali“, „Bitterwasser“ genannt, da die Quellen und Brunnen dieses Gebietes bitter schmecken. Nachdem die Flaschen mit Trinkwasser gefüllt worden sind, zieht man in Eilmärschen vorwärts; die Karawanen marschieren geschlossen mit geladenen Gewehren, denn vom Norden bedrohen die Massai, vom Osten die Wasjagaro, vom Süden die Warori und vom Westen die Wagogo keine Karawanen und Nachzügler. Ueberfälle sehen hier auf der Tagesordnung, die schwarzen Räuber verschwinden in dem Dunkel der Nacht und die Thäter lassen sich niemals feststellen.

Senfent Warenga Mali dehnt sich Ugogo aus, „das häßlichste, ärmste, ungasstlichste Land, das ich in Afrika kennenlernte“, sagt Wissmann von ihm. Es bildet den ersten Abfall von dem Hochplateau des äquatorialen Afrikas nach Osten, eine weite Ebene, die nur von vereinzelt nassen, mit Granitgeröll bedeckten Höhen unterbrochen wird. Wir haben hier eine Steppenlandschaft vor uns. Wenige krüppelhafte Bäume, viel dorniges Gebüsch und spärliches feines Gras entspricht dem sandigen Boden. Sieben Monate dauert hier die Trockenzeit, und während derselben findet man nur in Lachen und künstlich aufgehaltene Brunnen warmes, in allen Farben des Regenbogens schillerndes, schlechtes Wasser.

Mauh und ungasstlich wie ihr Land sind auch die Bewohner. Viele Häuptlinge haben sich hier am Wege niedergelassen und erheben Hongo, d. h. Durchgangszoll; die Brunnen zwischen den weiten wasserlosen Strecken sind von bewaffneten Eingeborenen besetzt und die dürstigen Karawanen müssen jeden Topf voll Wasser kaufen.

Der Reisende begegnet hier überall der „Tembe“, einer besonderen Art von Hütten. Sie wird aus zwei parallelen Wänden gebildet, die durch Querwände in kleinere Räume getheilt und mit einem fast flachen, nur vorn etwas ansteigenden Dache bedeckt sind. Sie sind gewöhnlich in Gestalt eines Vierecks gebaut, innerhalb dessen das Vieh während der Nacht eingepfercht wird, und da überdies auch das Geflügel und die Ziegen den Aufenthalt in den Hütten theilen, so sind diese ganz fürchterlich schmutzig und alles wimmelt von Insekten. Sie

gehören vielleicht zu den unbequemsten Wohnungen, die das menschliche Gehirn je erfunden hat.

Die Qualerei des Hongozahlens war seit jeher den Arabern lästig und vor etwa 20 Jahren versuchte einer derselben sich durch Ugogo durchzuschlagen. Er hatte seine Absicht offen erklärt und rückte an der Spitze von etwa 900 Mann in das Land ein. Die Wagogo erwarteten seine Ankunft aber gar nicht, sie verschütteten die Brunnen, verbrannten ihre Häuser nebst allem, was sie nicht forttragen konnten, und zogen sich mit Weib und Kind, Vieh und allen Habseligkeiten in die Dschungeln zurück. Da wurde der tapfere, aber weniger kluge Araber durch Hunger und Durst befielt; die wenigsten seiner Leute kehrten zu ihrem Ausgangspunkt zurück, nur zehn schlugen sich durch Ugogo durch, die meisten starben an Erschöpfung und die Zahl der Todten wurde Cameron auf 600 bis 700 Menschen angegeben.

Hinter dem ungasstlichen Ugogo dehnt sich „Ngunda Mali“ oder „das heiße Feld“ aus. Zu Beginn der großen Aera der Afrikaforschung, als Burton das Land zum ersten Male betrat, verdiente es den Namen, denn es war eine menschenleere Wildnis, in der es an Nahrungsmitteln und Wasser fehlte. Seit jener Zeit hat sich vieles verändert. Aus der Umgegend vertriebene Stämme besiedelten das Land und Anfangs der sechziger Jahre konnten Stanley und Cameron erklären, daß der Name auf das Land nicht mehr passe. Aber die kurze Blüthezeit ging rasch vorüber. Die Häuptlinge stritten mit einander um den Besitz des Landes, wo man die Karawanen am besten ausplündern konnte, und die Folge davon war die Entvölkerung des Landes; Ngunda Mali ist wieder eine Wildnis, in deren schattenlosen Wäldern und Dschungeln das Wild umherstreift.

Doch nach wenigen Tagen erreicht der Reisende eine Gegend, in der bebante Felder sein Auge erfreuen, er betritt Unjamwesi, das „Mondland“, und nähert sich einem Knotenpunkt ostafrikanischer Karawanenstraßen, einer Hauptniederlassung der Araber, dem vielgenannten Tabora. Es ist eine Position, auf der sozusagen Pferde gewechselt werden. In Ostafrika bildet aber der Mensch noch immer das einzige Lastthier; alle Waren, Tauschmittel müssen die Neger auf ihrem Kopfe tragen, doch die Träger von der Küste gehen in der Regel nur bis Tabora, hier müssen neue gemietet, die Karawanen frisch gebildet werden.

Die Araber haben sich an diesem Orte schon seit langer Zeit niedergelassen. Ihre Magazine sind stets wohlgefüllt und der Reisende kann hier alles, was er als Zahlungsmittel im Innern braucht, wie Zeug, Perlen und Tracht, ja auch Küber und Kugeln, Gewürze und Apothekerverfahren erhalten; sie kosten aber hier fünf Mal so viel als in Sansibar. Die Ebene, auf welcher die Kolonie liegt, ist zwar baumlos, aber fruchtbar. Reis wird überall erbaut; süße Kartoffeln, Jams, Mais, Sesam, Gerste, Felderbsen sind immer zu haben. Da selbst Weizen und Gerste werden um die Tembes der Araber angebaut und vor ihren Häusern gedeihen Orangen, Limonen und Melonenbäume, während in den Gemüsegärten Knoblauch, Gurken, Tomaten u. s. w. gebaut werden. Rings um Tabora giebt es gute Weideplätze, die von Vieh und Ziegenherden belebt sind, so daß in Tabora zu jeder Zeit auch Milch, Sahne und Butter zu haben sind.

Aber der Gast der Araber kann auch in anderen Genüssen schmelgen. „Wenigstens einmal im Jahre“, schrieb Stanley in seiner anziehenden Schilderung des Lebens in Unjamwesi, „bringen ihnen ihre Sklaven von der Küste Vorräthe von Thee, Kaffee, Zucker, Gewürzen, eingemachten Säften, gewürzten Saucen, Wein, Brantwein, Zwieback, Sardinen, Lachs, feinen Tuchen und allem, was sie für ihren eigenen persönlichen Gebrauch bedürfen. Fast jeder Araber von Stande vermag einen Reichthum an persischen Teppichen, luxuriösen Betten, vollständigen Thee- und Kaffeeservicen, schön verzierten Schüsseln von verzinnem Kupfer und messingenen Waschbecken aufzuweisen. Fast alle haben Uhren und Ketten, einige solche von Gold, andere aus geringeren Material.“ Kurz die Araber leben hier wie in der „Stadt des Sieges“ und haben auch ihre Harems mit schwarzen Schönen.

Durch einen Berggraben von Tabora getrennt, liegt in unmittelbarer Nähe eine zweite Niederlassung, Kivihara, in der Stanley und Livingstone eine Zeit lang wohnten.

Tabora, das Kapua der Karawanenträger, die hier so lange zu bleiben pflegen, bis das letzte Stück Tuch verpraßt ist, kann nicht als eine Stätte guter Sitten gelten. Der Sklavenhandel mit allen seinen üblen Nebenwirkungen stand ja hier seit jeher in voller Blüthe, denn die Araber herrschten hier nach Belieben. Anfangs der siebziger Jahre entstand ihnen plötzlich in der Nachbarschaft ein gefährlicher Feind, mit dem sie fast ein Jahrzehnt hindurch in blutigem Streite lagen, und der fortwährende Krieg trug noch mehr dazu bei, das Leben roher und grausamer zu gestalten. Dieser Feind war der berühmte Mirambo, der „Napoleon von Ostafrika“, wie ihn Stanley nannte. Seine Herkunft ist etwas dunkel und es wird über seine ersten Jahre verschiedenartig berichtet. Er war vermuthlich ursprünglich ein Häuptling des kleinen Dorfes Ujoweh, der anfangs mit den Arabern in Frieden lebte, ihnen aber Rache schwur, als einer derselben ihn beim Essenbeinhandel betrogen und er in Tabora vergeblich sein Recht gesucht hatte. Mirambo ging in die Wälder zwischen Tabora und Ugogo, sammelte sogenannte Nuga-Nuga, das heißt Walddiebe, um sich und wurde ein Straßenräuber, der mit Glück Karawanen plünderte. Mit der Zahl der eroberten Gewehre wuchs seine Macht, er konnte bald nordwestlich von Tabora in Urambo ein eigenes Reich gründen und verlegte so den Weg nach dem Tanganjika. Als Stanley 1871 in Tabora war, zog er mit den Arabern gegen Mirambo, um die Straße zu öffnen, aber Mirambo schlug die Gegner, und Stanley, der die Bundesgenossenschaft später aufgab, sah von den Höhen Nwiharas einen Theil von Tabora in Flammen aufgehen. Seit der Zeit begann ein wahrer Verteilungskrieg zwischen den beiden Parteien und selbst der Sultan von Sansibar sandte seine Truppen nach Tabora. Mirambo trotzte jedoch allen Angriffen. „Mirambo ist unermüdlich,“ schrieb Cameron im Jahre 1873, „und zerstört alles, wo er keine Unterwerfung findet. Mehr als einmal ist er in die Niederlassungen der Araber in Unjamjembé eingebrochen und hat ihr Vieh vor ihren Augen fortgetrieben, während sie sich einfach in ihren Häusern verschanzt hatten und keinen Widerstand zu leisten wagten.“

Auf beiden Seiten wurde der Krieg mit der empörendsten Barbarei und Grausamkeit geführt: Dörfer wurden überfallen und niedergebrannt, kleine feindliche Abtheilungen im Walde niedergemacht, und die Araber unterstützten diese barbarische Kampfweise dadurch, daß sie jeden, der ihnen eine Trophäe von einem gefallenen Feinde brachte, mit einem Sklaven und einer Frau beschenkten. Natürlich forderte eine solche Kriegführung das Wiedervergeltungsrecht von Mirambos Leuten heraus.

Die Macht Mirambos wuchs indessen zu ungeahnter Größe empor. Er bekämpfte auch die Nachbarstämme und machte sich dieselben unterthänig. Sein Einfluß reichte bis zum Ukerewe im Norden und bis zum 6° im Süden.

„Der Ruhm der vielen Siege,“ erzählt Wismann, „hatte allmählich Mirambo zum gesüchtetsten und bei den Seinigen zum populärsten Manne gemacht. Mirambo schlief nie, er söhnte fliegen, sei unverwundbar und manche andere Eigenschaften schrieb man ihm zu. Trotz seines scheinbar milden Wesens soll er durch wenig Worte seine Krieger zu wildem Muth entflammt haben. Er socht heute hier und erdient am nächsten Morgen sechs gewöhnliche Tagereisen weiter entfernt mit seinen sieggewohnten Horden,

den Tag über und eine ganze Nacht im Dauerlauf ungläubliche Entfernungen durchziehend. Er war überall.“

Mit den europäischen Reisenden wußte sich Mirambo auf einen guten Fuß zu stellen. Stanley wurde auf seinem zweiten Afrikazuge Mirambos Blutsbruder. Der schwarze Napoleon wußte zwischen Europäern und Arabern einen Unterschied zu machen und empfing die Fremden, in denen er wohl die Rivale der Araber achtete freundlich und zuvorkommend. Bald darauf wurde in Urambo eine englische Mission gegründet und der Missionar Southon gewann einen großen Einfluß auf Mirambo, der von seiner kriegerischen Laufbahn immer mehr in die friedliche des Handels einlenkte.

Im Jahre 1882 war Wismann, von Westen kommend, Mirambos Gast, und während dieser Tage zog auch der erste Araber friedlich in Urambos Thore ein; es war Jesu, der Sohn Tippu-Tips, der mit Mirambo Frieden schloß. Wismann besprach hier mit Mirambo einen Plan, um mit Hilfe seiner Soldaten den Muta-Njige, der jetzt Albert-Edward-Njansa heißt, zu besuchen. Leider starb bald darauf Mirambo, wie einige behaupten, von Arabern vergiftet, und Wismann, der es 1886 in Njanguwe am Kongo erfuhr, mußte darauf verzichten, schon damals mit Emin zusammenzutreffen.

Das Feld, auf welchem die Missionare in Unjamwesi wirkten, war nicht besonders günstig. Von den Eingeborenen sagt Reichard: „Die Sinnesart dieser Neger ist scheußlich; sie sind heuchlerische Diebe, habfüchtig, sehr sinnlich, faul, lieblos; Eltern verkaufen ihre Kinder; ein liebevolles Familienleben ist nicht vorhanden.“ Der Sklavenhandel hat sie auch verderbt, ebenso wie die grausamen Kriege.

Trotzdem befand sich die katholische Mission in Tabora, als Wismann sie besuchte, in blühendem Zustande und hatte ausgedehnte Gartenkultur, Feldbau und Viehzucht. Wismann schwelgte hier im Genuß des ersten Brotes in Innerafrika. Das Werk der Civilisirung Afrikas war angebahnt. Die Afrikanischen Gesellschaften hatten beschlossen, Stationen im Innern zu gründen, und Forscher zogen über Tabora nach dem Tanganjika, darunter befanden sich auch Deutsche, der unerschrockene Reichard, Dr. Kaiser und Dr. Böhm. Die beiden zuletzt genannten ruhen bekanntlich für ewig im Dunkeln Welttheil. Sie mußten schon damals die Erfahrung machen, daß die Araber, die anscheinend freundlich thaten, ihnen im geheimen Schwierigkeiten bereiteten. Von Jahr zu Jahr verschlimmerte sich die Lage der Dinge, bis es an der Küste zu offenen Feindseligkeiten kam und diese ihre Rückwirkung in das Innere nicht verfehlten. Vieles von dem Errungenen mußte preisgegeben werden.

Die deutschen Wäffen haben indessen an der Küste den Sieg davongetragen und die nöthige Achtung vor dem deutschen Namen den Arabern beigebracht. Dies hat jedenfalls auch Emin auf seinem neuen Zuge die Wege gebnet. Daß seine Aufgabe keine leichte war, lehrt uns selbst diese flüchtige Skizze aus der Vergangenheit eines der Mittelpunkte des innerafrikanischen Handels.

Hoffen wir, daß der Samen, den er jetzt auf deutschem Boden ausstreut, aufgehen und reifen werde! Emin versteht es wie kaum ein anderer, den Neger zur Arbeit zu erziehen; das ist eine der Bürgschaften für seinen Erfolg. Im Augenblick aber ist sein Erscheinen in Centralafrika darum von hohem Werthe, weil er sich der Achtung und des Wohlwollens der Araber erfreut, deren Macht im Innern nicht zu unterschätzen ist.

Die Moltkefeier in Berlin.

Von Hermann Heiberg.

In vielfacher Weise hat das deutsche Volk Vorbereitungen getroffen, um den Ehrentag eines seiner größten Mitbürger, des Generalfeldmarschalls Grafen von Moltke, zu feiern. Das Königshaus hatte im Lauf der Zeiten schon wiederholt den unvergleichlich bewährten Diener des Thrones und Staates belohnt; Wilhelm II., des siegreichen Kaisers Enkel, gab in Dankbarkeit die Anregung zu einer Feier, wie sie selten einem Irdischen zuthell geworden ist. Aber er setzte nur in Thaten um, was jeder Patriot wünschte als kleinen Dankesfold abzutragen. Und doch ist dem großen Feldmarschall schon so viel geschehen, daß auf eines Mannes Schultern an Ehre wohl kaum je so viel gehäuft worden ist. Moltke ist Ehrenbürger der Hauptstadt und zahlreicher anderer deutscher Städte des Reiches; seine Statue steht in öffentlichen Räumen und Privathäusern neben denen unserer Herrscher, öffentliche Standbilder von ihm werden schon bei Lebzeiten aufgerichtet und sein Bild fehlt in keinem illustrierten historischen Werk über unsere Tage. Die Frage: Wer ist

Moltke!? beantwortet schon heute der kleinste Hänzeltträger, und gedenkt ein Deutscher, welchen Namen er trage und welchem Beruf er angehöre, der vergangenen gewaltigen Zeiten, so drängt sich ihm neben dem Kaiser Wilhelm I. und Bismarck der Name des Mannes auf, der nun am 26. Oktober seinen neunzigsten Geburtstag begangen, und der namentlich in Berlin eine Guldigung erfahren hat, wie sie nur den Hohenzollern selbst und dem eierernen Reichskanzler geworden ist. Was sich dem unbefangenen Zuschauer besonders andrängt, wodurch sich die ungewöhnliche Gestalt Moltkes so glanzvoll und strahlend abhebt, das ist in ihm das Zusammenfließen von geistiger Bedeutung und höchster Mächtigend. Große paart sich mit Selbstlosigkeit und Bescheidenheit! Goethe hat in Anwendung auf ungewöhnliche Menschen das Wort gebraucht, es sei starker Schatten vorhanden, wo viel Licht sei; hier sehen wir nur Licht, und so verehrt das deutsche Volk in Moltke nicht nur den Wiltener seiner Geschichte, sondern das Ideal eines Mannes. Auf solcher Grundlage allgemeiner



Die Fahnen der Berliner Garnison werden in die Wohnung des Generalfeldmarschalls gebracht.

Anschauungen war es nur natürlich, daß man sich in jeder kleinsten Stadt zu einer Feier rüstete, daß aber auch Berlin insbesondere seine Fackeln anzündete und Kolosse seine Fackelung zu Füßen legte.

Eins der großartigsten Schauspiele, die Berlin je gesehen hat, vollzog sich am Vorabend des Geburtstages in dem Fackelreigen, welcher sich, vom Kupfergraben beginnend, an dem Generalfeldmarschallsgebäude vorüberzog.

Kurz nach halb acht Uhr hatten die dem endlosen Zuge voranreitenden Herolde den Zielpunkt erreicht. Die Halle des Generalfeldmarschallsgebäudes war mit Pflanzen geschmückt, aus denen sich Draperien und Wappenschilder hervordrängten. Auf den Stufen stand der Feldmarschall, umgeben von seinen Angehörigen und höheren Militärs, und dankend und grüßend hob sich die Hand, als in unabsehbarer Fülle der Strom sich entfaltete.

Fast zwei Stunden währte es, bis alle vorüber waren; unbewegt verharrte der Neunzigjährige mit dem ehernen Antlitz, nur dann und wann belebten sich in dem historisch schweigsam ernsten Gesicht, bald von Mühsal ergriffen, bald zum Lächeln angeregt, die Züge, wenn in den Ernst der Lage der Humor sich mischte. Und unstrahlend war seine Gestalt von dem Lichte der Tausende von Fackeln, bald düsterroth, bald in magischem Glanze des Magnesiumlichtes: ein für die Erinnerung unauslöschliches Bild!

In der ersten Abtheilung des Zuges waren die Berliner Hochschulen durch etwa zweitausend Mitglieder vertreten. Die Chargierten in vollem Wachs führten in offenen Wagen und neigten die Fahnen und Banner, sobald sie vor dem Jubilar erschienen. Und so ging's fort. Vor der technischen Hochschule schritt die Musikcapelle des zweiten Garderegiments. Ein Halt erscholl; der Sprecher nahm das Wort, kurz, kräftig und zündend, und kaum hatte er geendigt, da begleitete das jubelnde Hoch ein Anathern, Brennen und Prasseln; Feuergerben und Leuchtstängel stiegen vom Königsplatz in die Luft und gleichzeitig ward dem Feldmarschall von einer Bürgerdeputation ein silberner Kranz in die Hand gelegt.

Kolosses Antwort erfolgte — durch ihre Einfachheit von um so größerer Wirkung.

Auf die dann heranmarschierende Berliner Schützengilde folgte ein Sängercorps. Aus ihren Kehlen drang, wie schon vorher einmal vom Wärtischen Central-Sängerbund, der „Das ist der Tag des Herrn“ gesungen hatte, durch die Nacht ein ergreifendes „Gott grüße Dich!“ Nachdem die Töne verklungen waren, folgten neue Scharen: die Bürgervereine, ein endloser Zug, in dem auch Kolosse in seinen verschiedenen militärischen Chargen durch lebende Personen zur Darstellung gebracht war. Alle Kolosse, auf einem eigenartig ausgestatteten Wagen postirt, grüßten militärisch und

XXXVIII. Nr. 46

empfangen einen Gegengruß. Es zogen die Brauereien und Fabrik etablissements auf, der christliche Verein junger Männer, die Belle'sche Meierei mit einem von der Bläsercapelle gespielten Choral, der von schöner Wirkung war. Dann Jünglingsvereine, Radfahrer in Kostüm — überall, wohin das Auge schaute, kostümirte Menschen, geschmückte Wagen, Fahnen, Banner, fast ermüdet, bis dann die Künstlerabtheilung mit neuen farbenreichen Ueberraschungen dem Blick auch neue Reize bot und dem Fackelzug den eigentlichen Glanzpunkt verlieh.

Ein ungeheures Gewühl von uniformirten Truppen aus allen Zeit- alteren: Mannschaften zu Fuß und zu Ross, Zienhütern und Lützow- jäger, Hellebardenträger und Lautentrommler, Herolde, Germanen in Pelzen und Nietenkardisten in Blechmützen. Auch ein wilder phantastischer Tanz ward aufgeführt von einem braunen Mädchen und einem Kamerun- soldaten, bis dann der Triumphwagen der Germania heranrollte und durch seine wahrhaft märchenhafte Schönheit alle Zuschauer hinriß. Nach dem von der Germania gesprochenen, von Widenbruch gedichteten Versen nahm Kolosse noch einmal das Wort, um die Fackelung von sich selbst auf des Sinnbildes Inhalt, auf das deutsche Volk zu übertragen. Und als alles vorübergezogen war, stürmte die Volksmasse auf den Jubilar zu, um noch einmal ihrem Gefühl Ausdruck zu verleihen. Nur schwer entrag sich Kolosse diesen aus der Liebe und Verehrung des Volkes hervorgehenden Umgebungen.

Und dann kam als zweiter, bedeutungsvoller Akt in dem großen Schauspiel der eigentliche Festtag, der 26. October, an dem unser Kaiser den Feldmarschall ehrte, wie noch kein Preuße je zuvor von seinem Herrscher gefeiert worden ist. Und in der That trug die Fackelung, welche Wilhelm II. dem Feldmarschall zuthun werden ließ, einen so ergreifenden Charakter, daß der Neunzigjährige sich, überwältigt von seinen Empfin- dungen, tief und lange auf die Hand seines Kaisers herabneigte.

Der Kaiser hatte die Spitzen der ganzen deutschen Armee entboten. In geistlicher Generalsuniform, bedeckt mit Ehrenzeichen und Ordens- bändern, führten die Generalinspektoren der Armee, der Generalfeldmarschall Prinzregent von Braunschweig an der Spitze, der Oberbefehlshaber in den Marken, Generaloberst von Rabe, sowie sämtliche kommandirenden Generale vor und begaben sich zur Aufstellung in das Generalfeldmarschallsgebäude. Die Feier begann mit der Gratulation der Offiziere und Beamten des Generalstabes und der Landesaufnahme um 9¹/₂ Uhr. Geführt von dem Chef des Großen Generalstabes, Graf Waldersee, berieten diese den großen Empfangssaal und statterten dem Jubilar ihre Glückwünsche ab. Nach der Aufstellung erfolgte zunächst die Vorstellung, soweit eine solche erforderlich war, und dann richtete Kolosse einige warme Worte an die Versammelten. Nach diesem ersten Akt trat eine Pause ein, während welcher der Feldmarschall in seinem Studierzimmer, unterstützt von seiner Familie, die eingegangenen Telegramme und Briefe, gegen zweitausend, öffnete und durchsah.

Um diese Zeit schmetterten die ersten Trompeten. Das Musikcorps des Eisenbahnregiments brachte dem Jubilar den Morgengruß.



Die Gratulation des Kaisers.

Um 11 Uhr trat Molke aus dem Hause; dort vor dem Hauptportal des Generalstabsgebäudes waren die Jüglinge der Hauptfahnenanstalt aufgestellt, welche vom Kaiser hierher befohlen waren, damit sie Zeugen der erhebenden Feier wären. Einem „Guten Morgen“ folgte ein kräftiges „Guten Morgen, Excellenz“, und der Jubilar richtete auch an einen der jungen Krieger beim Abstreiten der Front einige kühn-reiche Worte. —

Zwischen war es 11½ Uhr geworden. Da erschien unter einem wahrhaften Jubelsturm aus den Reihen der Massen, die sich ringsum aufgestellt hatten, der Kaiser, um selbst Molke seine Glückwünsche darzubringen. Er wartete zunächst das Eintreffen der auf dem Königsplatz aufgestellten und sich sofort in Marsch setzenden Fahnen- und Standarten-träger ab. Unter den schmetternden Klängen des Pariser Einzugsmarsches nahnte sich die erste Compagnie des zweiten Garderegiments, voran die flatternden Feldzeichen in sechsfachen Reihen, und alsbald wurden diese, gleich darauf auch die Standarten der Kavallerie in das Generalstabsgebäude gebracht; erst dann begab sich der Kaiser selbst in das Innere des Gebäudes, und, geleitet von seinem persönlichen Dienst, in den auch der Reichskanzler von Caprivi eingereicht war, in den Empfangsalon. — Nachdem lautlose Stille eingetreten war unter den Fürsten und Vertretern der Armee, be-fahl der Kaiser, den Jubilar in den Festsaal zu geleiten. Er schritt dem Feldmarschall bis an die Thür des Saales entgegen, und an seines Herrschers Hand nahm Graf Molke in der Mitte der im Halbkreis aufgestellten Anwesenden seinen Platz. Dann ergriff der Kaiser das Wort und Dankeslaute, die aus dem Innern des Herzens drangen, gingen über seine Lippen und riefen sichtlich nicht nur in der Brust des Gefeierten einen gewaltigen Eindruck hervor. Der Kaiser vermies in seiner Rede auch auf die versammelten Fürsten, insbesondere auf den König von Sachsen,

der sich persönlich eingefunden habe, um dadurch seine Empfindungen für den Jubilar an den Tag zu legen.

Nachdem Molke aus den Händen seines Kaisers noch einen prächtigen Marschallstab entgegen genommen und tiefbewegte Dankesworte gesprochen hatte, endete dieser Theil des Festes, und der Kaiser begab sich in offene Wagen über die Linden nach dem Schloß zurück. —

Diese Strafe war zu Ehren des Tages festlich geschmückt. Fahnen in allen Farben wehten aus Dächern und Fenstern, und von früh bis spät fand eine gewaltige Menschenansammlung hier und bis über den Brandenburger Thor hinaus statt. In und bei dem Generalstabsgebäude aber regte sich gewaltiges Leben, das auch jetzt nicht nachließ. Unabhebbar Wagenreihen hielten vor dem Gebäude und entluden Granulanten in Voten, welche Gaben brachten. In der Wohnung des Feldmarschall waren die ersten Geschenke schon in der Frühe eingetroffen und aufgegeben worden; aber immer neue Spenden trafen ein aus Berlin und aus der ganzen Deutschen Reiche. Schon um Mittag brachen die Tische fast unter der Last und Fülle. Wohl das werthvollste Geschenk unter allen war dasjenige, welches die Großherzogin von Baden dem Jubilar spendend hatte; die Schreibmappe des Kaisers Wilhelm I. Freilich, neben der Glücksempfindung, ein so festbares Andenken in Händen zu halten, brach dem Feldmarschall auch eine wehmüthige Erinnerung an denjenigen, an dessen Seite er einst die unsterblichen Siege erfochten hatte, an denjenigen, der nicht mehr Zeuge sein konnte, in welcher Weise das deutsche Volk die Verdienste seiner großen Mitlebenden ehrt.

Und noch eines mag die Seele Molkes bewegt haben: die Statuette Schleswig, auf deren Friedhof das Grab seiner Mutter sich befindet, bittet, in Zukunft für den Hügel derjenigen sorgen zu dürfen, die eine der größten Menschen, die je gelebt haben, das Leben gegeben!

Aufruf

zur Errichtung eines Denkmals auf Helgoland für Hoffmann von Fallersleben, den Dichter des Liedes „Deutschland, Deutschland über alles“.

Es sprach des deutschen Kaisers Mund:
„Der letzte Fleck von deutschem Grund,
Nun zählt er zu dem deutschen Land!“ —
Er sprach's am Helgoländer Strand.
Da sieg auf Fels und Haus und Boot
Das Banner, schwarz und weiß und roth,
Da donnerten Kanonen rings —
Und durch die deutschen Gänge ging's:
Nun ist zum Reiche heimgebracht
Des deutschen Landes Nordlandswacht!

Wo man in deutschen Lauten spricht,
Durch jedes Herz tönt ein Gedicht,
Das Deutschland über alles preist —
Nicht immer Klang's im gleichen Geist!
Es stieg wie leises Fleh'n zu Gott,
Als Deutschlands Zwietracht aller Spott,
Und jauchzend sang's des Volkes Schar,

Als Deutschland über alles war! —
Wo aber wuchs der Sang empor?
War's an des Rheines Nebenflor?
War's, wo die Donau südwärts zieht?
Erklang am Main „der Deutschen Lied“?
Vom Meer umbraußt, vom Sturm umweht,
Das rechte Wort fand der Poet!
Vom felseneiland Helgoland
Ein Dichter hat's hinausgesandt,
Das Lied von deutscher Herrlichkeit,
Das Trost uns war in trüber Zeit,
Und heut' in sich gesammelt hält
Das fühl'n einer deutschen Welt! —
Das Lied von deutschen Lippen fliegt,
Wo sich die Palmenkrone wiegt;
Wo über'm Eis das Nordlicht flammt,
Singt's, wer von deutschem Blut entstammt,
Wir singen's, wenn beim frohen Fest

Man brüderlich die Hand sich preßt,
Da steigt der Sang in hellem Chor
Gewaltig aus der Brust empor —
Eins sind wir all' in Herz und Geist! —
Und, wenn's im Feld zu sterben heißt,
Wo's um die höchsten Güter geht,
Wird's deutschen Kriegers Schlusßgebet!

Wo er es sang, was wir gefühlt,
Hoch auf dem Fels vom Meer umspült,
Da rag' das erzgeoff'ne Haupt
Des Dichters, der da fest gelaubt
An unsres Reiches Auferstehn
Und große Zeit voransgesehn!
Deß' Wort begeisternd uns erklang
Im deutschen Nationalgesang,
Der jenes Lied uns hat erdacht,
Sein Bildniß zier' die Nordlandswacht! —

Emil Rittershaus.

Auf dem neuen deutschen Gebietsheile Helgoland entstand am 26. August 1841 das Lied Hoffmanns von Fallersleben „Deutschland, Deutschland über alles“, das „eine Volkshymne erlangte, die bis heute ungeschmälert sich erhalten hat und sich erhalten wird, so lange der Deutsche die Liebe zum Vaterlande als Heiligstes in seiner Brust bewahrt“. Bei jeder Gelegenheit, wo des Deutschen Reiches gedacht wird, brankt es begeistert und begeistert durch die Reihen der Sänger und „nährt als deutsche Nationalhymne die Gluth vaterländischer Liebe“.

Im nächsten Jahre feiert dieses „Lied der Deutschen“ das fünfzig-jährige Jubiläum. Was es für den deutschen Patriotismus gewirkt hat, können wir dem Dichter nicht vergelten; aber ein Zeichen des Dankes und der Anerkennung verdienen wir dem echt deutschen Manne in ähnerer Gestalt darzubringen, wenn wir auf dem Geburtslande des Liedes ihm ein Denkmal errichten, das an der Seewacht des geeinten Deutschen Reiches die unvergängliche Kraft der Vaterlandsiebe hinaus in alle Welt dringen lassen soll. Gerade auf der Insel, von der Hoffmann von Fallersleben äußerte: „Helgoland muß deutsch werden“, sollte, nachdem das Wort zur That geworden, ein Denkmal des Vaterlandes Dankbarkeit befinden.

Anmerkung der Redaktion. Die deutschen Zeitungen werden um Nachdruck des Aufrufs und um Veranstaltung von Geldsammlungen freundlichst gebeten.

Am 22. September 1890 haben in Kassel deutsch geimnte Männer und Frauen den Plan gefaßt, Sammlungen für ein solches Denkmal zu veranstalten und auszuschreiben. Dasselbe soll in einer großen Bronzebüste auf Granitblock bestehen, einfach und schlicht, aber erhaben und würdig. Mit einem hervorragenden Künstler sind Verhandlungen angeknüpft, und es ist Aussicht, daß, wenn die Sammlungen baldigt einen günstigen Erfolg zeigen, bis zum Geburtstage des herrlichen Nationalliedes die Enthüllung stattfinden kann. Die Kosten dürften sich auf ungefähr 10 000 Mark belaufen.

Unter Hinweis auf das an der Spitze stehende Gedicht eines warmen Freundes des Verewigten, das in jener Kasseler Versammlung dem begeisterten Herzen emanoll, ergeht die Bitte, allenthalben zu Gaben anzufragen. Als besonders erprießlich erachtet es, so oft das „deutsche Lied“ gelungen wird, in unmittelbarem Anschluß an die dadurch hervor-tretende gehobene Stimmung Sammlungen zu veranstalten.

Die eingehenden Gelder wolle man an den Geheimen Regierungs-rath Robert Fischer in Gera (Neuß) einschicken, der die Bewahrung derselben und öffentliche Empfangsbekundigung in der hierzu zur Verfügung gestellten „Gartenlaube“ übernommen hat.

Der Sprung im Glase.

Erzählung von Anton Freiherrn v. Perfall.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(1. Fortsetzung.)

Ein Jahr ist vergangen.

Auf der Kommandobrücke der „Laura“ steht Bill Lührsen, der Kapitän. Durch die sternenhelle Nacht leuchten die Watten in unsicherem Schein, dunkle Landmassen heben sich von allen Seiten aus dem flüsternden, tosenden Meere. Sein Grund ist hier gepflastert mit Schiffstrümmern und Leichen, ein Gewir von Inseln, Untiefen, Klippen bereitet tausendfaches Verderben den Seefahrern; da braucht es eine sichere Hand am Steuer, und das Auge muß die Flamme der Leuchtschiffe, die schwankenden Richtungsbojen fest erfassen; jeder Irrthum bringt Verderben — Tod! Aber die Nacht ist ja hell und Bill Lührsen ein erfahrener Seemann, der die Küste kennt wie seine Tasche — und doch steht der Schweiß ihm auf der Stirn, trotz des steifen Nordost, und mit einer nervösen Unruhe läuft er hin und her, die auffallend abwärts gegen seinen ersten Steuermann, der, die kalte Peise im Munde, mit eiserner Ruhe den unter buschigen Brauen verborgenen Blick auf die erleuchtete Kompaßplatte vor sich heftend, das Steuerrad lenkt. Das verwitterte Gesicht ist grell beleuchtet, die Gestalt im Dunkeln, der steife Wind fährt klatschend um seinen Sturmhut.

Der Kapitän sieht jeden Augenblick nach dem leise sich bewegenden Zeiger unter dem Glase, geht dann wieder vor an die Brüstung und wieder zurück.

„Kommt es Dir nicht vor, Janßen, als kämen uns die Watten zu nahe?“ Sein bleiches, gar nicht seemännisches Antlitz kehrte sich dem hellen Streifen in der Ferne zu.

Janßen hob nicht den Kopf. „Alles in Ordnung, Kapitän!“

Bill begann wieder seinen Rundgang.

„Stopp!“ rief er plötzlich durch das Sprachrohr in den Maschinenraum.

Die Maschine arbeitete rückwärts, das Wasser schäumte um die Schraube, ein schriller Pfiff — ein Matrose sprang auf die Brücke.

„Lothen!“ klang der kurze Befehl.

Der Steuermann schüttelte den Kopf.

Das Loth sank in die Tiefe, viele Faden tief.

„Vorwärts!“ tönte der Befehl.

Bill athmete tief auf und lehnte sich weit über das Geländer.

Schwarze drohende Glande lagen rings umher, hie und da bligte ein Licht, er dachte an den gespenstischen Reiter von den Halligen, von dem Claus, der Richter, an seinem Hochzeitsabend erzählt hatte, an Wolf, den Kater, der eben da gefressen auf der Brüstung mit seinen feurigen Augen — er glaubte sie vor sich funkeln zu sehen — aber da waren es keine feurigen Augen, es war ein grünes, zersprungenes Glas. Der grüne Römer stand noch immer oben auf dem Schrank; Bill hatte ihn schon oft entfernen, in die Gasse werfen wollen, aber immer hielt ihn etwas davon ab. Wozu auch? Sie waren ja glücklich, was kümmerte ihn der Scherben! Daß er immer mit schwerem, sorgenvollem Herzen von daheim schied, das war ja ganz natürlich, dafür hatte er jetzt ein geliebtes Weib — ja, noch mehr, ein gesegnetes Weib.

Vor zwei Monaten war er nach Bergen ausgelaufen, da war der Abschied doppelt hart gewesen, das Herz ihm schier gebrochen. Ihre Blicke hatten sich zuletzt an dem Glase oben auf dem Schrank getroffen und er hatte, Thränen in den Augen, einen schlechten Wit gemacht. Es waren zwei harte Monate gewesen und zum erstenmal in seinem Leben fühlte Bill Lührsen die Schwere seines Berufes.

Laura war gesund und kräftig, ein Nordseeweib, es war eigentlich kein Grund vorhanden zu solcher Unruhe. Der Sprung im Glase am Ende? Das wäre denn doch zu kindisch für einen Mann, einen Seemann! Was kümmerten denn ihn diese dummen Landfagen, glaubte er ja nicht einmal an die der See, an den Klabautermann, den fliegenden Holländer und andern „Unsinn“.

In einer halben Stunde hatte er Gewißheit. Schon liefen die Lichterreiben von S. hinter der schwarzen Insel dort hervor. Das Geschäft war gut, die Fahrt glücklich, er sorgte schon dafür, noch nie fuhr er den gefährlichen Weg mit solcher Vorsicht — oder war es mehr als Vorsicht — Aengstlichkeit? Das macht alles die Familie — ein Seemann sollte ledig bleiben. Sie wird ihm entgegenkommen, das Kindchen auf dem Arme —

2.

Er lachte laut in das schäumende Meer hinab, er vergaß die Watten, die Inseln, den Kurs.

Ein spitzes Signal machte ihn aufsehen: ein Segelboot zog schemenhaft mit flatternden Segeln vorüber.

„Steuerbord! Hörst Du nicht? Steuerbord! Ums Himmelswillen, Steuerbord!“ brüllte Bill dem Steuermann Janßen zu, sprang selbst zum Rad und riß es dem Starren aus der Hand, es mit aller Gewalt drehend, daß das Schiff jäh zur Seite schwenkte. „Aber Kapitän — eine halbe Seemeile dazwischen!“ bemerkte Janßen.

Bill ließ das Rad und wischte sich den Schweiß von der Stirne.

„So dachte Lars Tönningen wohl auch und ließ sich über'n Haufen rennen!“

Er ging wieder an die Brüstung, er fühlte sich so matt in den Beinen — der Schreck! Schreck vor einem Segelboot mit so viel Wasser dazwischen!

Bill! Bill! Er hielt sich den Kopf.

Wär's am Ende nicht besser, es wäre weniger Wasser zwischen ihm und dem Segler gewesen und er hätte nicht Steuerbord gerufen — wenn am Ende doch ein Unheil bestimmt wäre für ihn — vielleicht hätten es ein paar Rippen der „Laura“ gefäßt, es abgelenkt von der andern Laura daheim — „Gute Fahrt mit beiden allewege!“ hatte der alte Kungholt damals gerufen. Da war das Glas gesprungen!

Das Schiff lief jetzt langsam in den Fluß ein, der in den Hafen von S. mündet. Der Mond leuchtete am Himmel, der Einfahrt stand nichts im Wege. Noch eine qualvolle Stunde — schnelle Fahrt ist hier verboten. Endlich ist die „Laura“ im Hafen.

Wie das Weidrehen langsam ging! Der Kapitän wettete wie noch nie.

„Janßen, ich muß zu meinem Weibe, ich verlasse mich auf Dich!“ rief Bill.

Er wartete das Legen der Treppe nicht ab, mit einem Sprung war er am Land.

Es war schon spät, der Hafen leer, in den erleuchteten Kneipen lärmte das Schiffsvolk. Jetzt noch um die Ecke, dann — dann mußte er Kungholts Haus erblicken, wo Laura wohnte — er mußte anhalten, Athem schöpfen. Wie ein Dieb schlief er weiter. — Da lag es! Im ersten Stock rechts ein Licht, sonst alles dunkel; er studierte seinen Schein — kein sanfter, heimlicher, wie er von der gemüthlichen Lampe ausgeht — ein matter, grünlicher Schein! Wo sah er nur schon den Schein? — Als wenn er von dem zersprungenen, grünen Römer ausginge, gerade so! — Gott, hab' Erbarmen!

Das Hausthor stand offen, eine dicke Frau mit einem Körbchen begegnete dem die Treppe hinaufführenden Bill.

„Lebt sie?“ leuchtete er und wartete die Antwort nicht ab. Die dicke Frau sah ihm erstaunt nach.

Er sank in die Kniee, indem er an der Glocke riß — es war ihm, als donnere die See zu seinen Füßen.

Leise Tritte näherten sich von innen, vorsichtig wurde die Thür geöffnet.

„Hi!“ Die Magd legte den Finger auf den Mund — eine warme schwere Luft quoll aus dem Flur heraus.

„Lebt sie?“ leuchtete er, vom Boden sich erhebend.

„Beide leben, freilich, man soll's nicht glauben — Herrgott! der Herr Kapitän!“ schrie die Magd auf, in dem Mann mit dem blauen, feuchten Gesichte vor sich ihren Herrn erkennend.

„Beide? Und warum sollt man's nicht glauben?“

Er drückte ihre Hand, daß sie aufschrie.

„Weil — weil — Herr, Sie dürfen nicht so plötzlich — weil sie so viel leiden mußte und das Kleine — der Doktor sagte es, ich versteh's ja nicht — so schwach, so schwach — ein Hauch, Herr — aber es lebt, es ist ganz munter — ich werde nachsehen, Herr — psi!“

Sie verschwand hinter einer Thür. Leises Gewimmer drang heraus, eine Kinderstimme — die Stimme seines Kindes! Er kniete nieder, verbarg sein Antlitz in seine Hände und weinte.

Die Magd blieb lange aus. Bill wagte nicht einzutreten in das Zimmer, aus dem das Kinderstimmchen kam, er hätte ja sein armes Weib tödten können durch ein plötzliches Erscheinen. Still horchte er — leises Gesüßler — jetzt ein jubelndes, sich aus kranker Brust gewaltig bahnbrechender Jubelruf: „Bill! Bill!“

Er riß die Thür auf.

„Bill!“ tönte es gell. Er sank vor dem Bett auf die Kniee und hielt sein bleiches, abgemagertes Weib in den Armen. Hinter ihm knarrte die Diele, er fuhr auf; Frau Holde stand lächelnd vor ihm; aus dem weißen Sinnen in ihren Armen leuchteten zwei große blaue Augen.

„Maria, Deine Tochter!“ sagte die Mutter.

Er berührte schein die zarten geballten Händchen und küßte den so eigenthümlich schmerzlich verzerrten Mund in dem schmalen, durchsichtigen Gesichtchen.

Lauras Blick hing zaghaft an ihrem Mann.

„Sie wird schon werden, Bill, ich ängstigte mich so um Dich —“ sagte sie mit zitternder, thränenerrückter Stimme.

„Ja, ja,“ grollte Frau Holde, „und so ein armes Wesen muß es dann büßen! Eine Kapitänswife! Und bei dem guten Wetter! Wie soll denn das noch werden?“

„Ja, es ist auch wahr, Laura — bei dem guten Wetter! Wie konntest Du nur —?“

Der Blick des jungen Weibes war in die Höhe gerichtet, Bill folgte ihm unwillkürlich und erblickte auf dem Schrank den grünen Römer. Jäh sprang er auf, einen wilden Fluch auf den Lippen — eben erreichte er das Glas, hob es auf zum vernichtenden Wurf —

„Aber Bill, sei doch vernünftig! Was kann denn das Glas dafür!“ sagte Frau Holde.

„Natürlich, was kann denn das Glas dafür!“ wiederholte Bill wie beschämt und stellte es auf seinen alten Platz.

Er setzte sich auf das Bett, Frau Holde legte Mariechen zwischen beide Eltern und schlich hinaus. Ueber Lauras Antlitz zog ein seltsames Lächeln.

„Ich war recht albern, Bill, und recht gewissenlos!“ sagte sie leise. „Verzeih, aber es lag mir auf der Brust, ich konnt's nicht wegheben.“

Bill nickte stumm.

„Ich kenn's — wenn sich's nur an uns hält, das Unglück, und unser Mariechen verschont —!“

„Unglück? Haben wir denn Unglück?“

„Ich meine nur, wenn's einmal hereinbricht, mein Gott, das kommt über Nacht — beruf es nicht!“

Sie wagten nicht, sich anzusehen, und blickten auf das Kind. Das streckte die Armechen aus nach der Mutter; die nahm es und zog es an sich, und das junge Wesen blickte wie erstaunt nach dem härtigen fremden Mann.

„Laura, ist das nicht das höchste Glück?“ rief Bill beseligt von diesem Anblick. „Jetzt spring' noch einmal!“ drohte er mit geballter Faust nach dem unetlichen Glase auf dem Kasten hinauf. „Wir sind glücklich, hörst Du?“

Sonderbare Vichter spielten darin, es blinkte so höhnisch, lagenartig — und Bill wandte sich rasch ab — zurück zu seinem Glück.

3.

Bettstücken in der hölzernen Wand mit auf und zu sich bewegenden Thürchen, in die Wand eingelassene Bänke, eine schaukelnde qualmende Lampe, von der sanft gewölbten, hölzernen Decke herabhängend über dem massiven Tisch, zwei nach Seewasser und Fischen riechende, seemannisch gekleidete Männer daran, die schweigend Karten spielen — dumpfes Brausen, das eigenthümliche Schlürsen der Wasser, Pfeifen und Heulen des Sturmes vor den wie Schiffstücken geformten Fenstern; alles schaukelnd, zitternd, feuchten Seegeruch atmend — man hätte schwören können, in einer Schiffskajüte sich zu befinden. Und doch war es des Seerichters Wohnzimmer auf Oland und zu Claus Nuisloot war sein alter Kamerad Lars Tönningsen von Föhr gekommen auf Besuch. Der ehemalige Kapitän der stattlichen „Laura“ führte jetzt ein kleines Küstenfrachtschiff; Nungholt hatte ihm zwar trotz seines Unglücks ein anderes Schiff anvertrauen wollen, doch Lars selbst fehlte der Muth, es anzunehmen ohne seinen Rolf.

Man sprach davon, daß es bei Lars nicht recht geheuer sei

seit seinem Unglück mit der „Laura“, der Rater spuke ihm in Gehirn. Er hatte keinen Freund mehr als Claus, den Richter, der hörte noch immer gerne seine Geschichte. Darum fand Lars auch oft den Weg herüber nach Oland. An holzgetäfelten, mit blauer Farbe gestrichenen Wänden leuchteten bunte rothe Skizzen von Schiffen und Schiffbrüchen, an die sich wohl Familienerinnerungen knüpften; die Lehnen der Eichenstühle zeigten Walrosköpfe, Meerungeheuer; auf den Gesimsen lagerten vielgestaltige Muscheln, Korallen aus der Südsee, grellfarbige Vogelbälge hingen neben der alten Wanduhr, Erinnerungen an des Besitzers Meerfahrten.

Der Sturm brüllte draußen gegen das Watt, er rüttelte und schüttelte das Haus des Seerichters.

„Bill ist auf der Fahrt nach Sylt, ein verdammtes Wetter, soll sich in acht nehmen,“ unterbrach Claus das Schweigen, während Lars von neuem Karten gab. Der zog die buschigen Augenbrauen steif hinauf.

„Hat auch kein Glück mehr, der Lühsen! Wie geht es denn seinem Kinde jetzt?“

„Schwach, Lars, recht schwach, wird's nicht weit bringen! Wie's nur möglich ist von solchem Blut! Holde sagt, die Angst um ihren Mann habe der Frau so zugefegt. Ein Seemanns-Kind — Angst! Keine Kraft ist mehr drin in dem jungen Volk!“

Lars spielte aus.

„Mein Gott, ich verdenk' es ihr nicht einmal.“

Claus sah ihn erstaunt an, er hielt die zum Auswurf erhobene Karte in der Luft.

„Geht das am Ende auf Bill? Zu jung zum Kapitän, meinst Du? Laß doch die Geschichten! Du wirst doch nicht glauben, daß er Dich verdrängt hätte!“

Lars lachte.

„Nicht das, mich hat niemand verdrängt —“

Plötzlich gab es beiden einen Stoß. Horch! Ein lang gezogener Ton — noch einer —

Claus öffnete das Fenster. Finstere Nacht, der Ton wiederholte sich, und dort —

„Das kann doch Langeneß nicht sein — das Licht dort, siehst Du, Lars!“

Ein rothes Pünktchen schaukelte wie ein Funken in der Finsterniß.

„Er sitzt auf dem Watt,“ entgegnete Lars.

„Wer?“ rief Claus erlebend.

„Wer? Jemand wer — nach oder von Föhr oder Sylt.“

„Sylt!“ wiederholte Claus, langte ein dünenförmiges Horn von der Wand und ramte zur Thür hinaus. Derselbe Ton erscholl wie von dem Lichte her, nur kräftiger, wie ein Schlachten — von dort Antwort heischend.

Die Fenster erhellten sich in den nächsten Häusern, dunkle Gestalten bewegten sich auf den Versten. Die Männer sammelten sich um Claus, einige Worte genügten: der rothe auf und ab sich schwingende Funke, die den Sturm durchdringenden, sich immer schneller wiederholenden Hilferufe jagten alles. Eile that Noth, jede Schwingung des Funkens kostete eine Schiffsrippe, das wußten die Männer.

Am Wiesgrund ging es rasch vorwärts mit Stangen und Seilen, die schmalen Wattbäche, die sich hereindrängten, wurden übersprungen, durchwaten. Claus Nuisloot trieb zur Eile, hoch schwang er die Laterne. Da begann der schlammige Schlick, der sich wie Blei an die Füße hängt, es quatschte, gurgelte, man sprang auf die weißen Steine, die vom schaukelnden Boden heraufleuchteten, mit den Stangen und Seilen sich im Gleichgewicht haltend; das Licht draußen machte wilde Sprünge, das Rothhorn tutele wie besessen; immer näher toste die Brandung — über den Köpfen sausten die aufgeschreckten Seevögel. Man erreichte die Fischerboote im Wattstrom; das Schiff konnte dem Lichte nach nicht weit von seinem Laufe gestrandet sein.

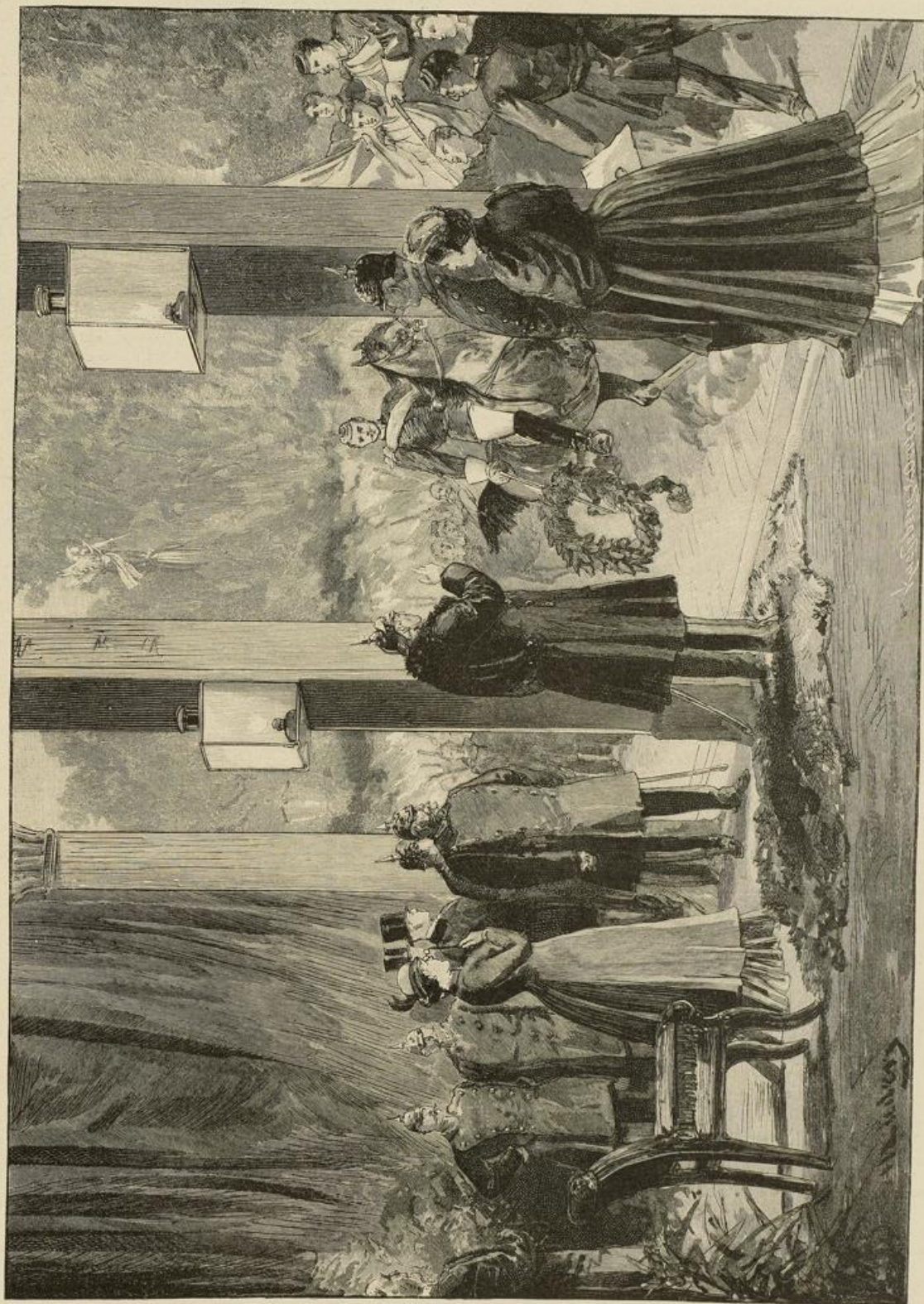
Claus und Lars sprangen zusammen in ein Boot.

„Bon Sylt glaubst Du, Lars?“ fragte der Richter, die Ruder schwingend.

„Nach H,“ war die Antwort.

Claus holte stärker aus, sein Boot hatte einen Vorsprung vor den andern.

Das Licht vergrößerte sich, in seinem dunstigen Kreis glaubte man eine riesige, schwarze Masse sich auf und ab bewegen zu sehen. Die weißen Schaumhäupter der Brandung blühten durch



Festung in Berlin am Vorabend von Pottles 30. Geburtsfest.
Zeichnung von S. Anders.

die Nacht, sie schlangen sich über die dunkle Masse. Die Männer arbeiteten mit aller Kraft, das Schiff lag wenige hundert Schritte seitwärts vom Strome auf dem Schlick und schlug, von der Brandung gehoben, mit dumpfem Knall taktmäßig auf. Jetzt sah man den Rumpf, die Masten, keine schwarze Gestalten in schwankenden Lichtkreisen. Aber die Brandung drängte die Boote zurück und warf ihren Giß gegen die zu Hilfe eilenden Männer.

„Setz Boot aus, nicht näher heranzukommen,“ signalisirte der Seerichter mit dem Horn.

„Boot über Bord! — Leine! — Höchste Noth!“ lautete die Antwort. Und als Bekräftigung dazu stieß das Schiff mit einem splitternden Krach von neuem auf den Boden auf, und wie ein gieriger Wolf die Gelegenheit benutzend, stürzte eine mächtige Woge darüber her.

Claus sah starr hinüber, sein graues Haar flatterte im Sturme.

„Kolf! Kolf!“ schrie plötzlich Lars neben ihm. „Komm, mein alter Freund, ein Sprung nur — Kolf! hörst Du nicht?“

Er lachte gell auf, — Claus schauerte — er packte den Freund bei der Schulter.

„Siehst Du ihn denn nicht, meinen Kolf, meinen guten Kolf?“ rief dieser schmeichelnd, lodend.

„Narr, was soll das Thier auf dem fremden Schiff?“ schrie Claus dem verrückten Freunde in das Ohr.

„Fremdes Schiff? Es ist ja die „Laura“ und der Kolf sitzt drauf!“ — er lachte wahnwitzig — „er holt sie, ich wußte es ja! Ich sah sie aber nicht — die Leine, Leute, die Leine!“

Er riß sie dem Nachbar aus der Hand, der sie bereits zweimal vergebens geschleudert hatte. Die Entfernung war groß, der Sturm lenkte den Wurf ab. Lars sprang aus dem Boot, bis an die Knie versank er in dem weichen Schlid.

„Kolf! Kolf!“ tönte sein wahnwitziger Ruf, während er mühsam vorwärts watete. Er verschwand in der Finsterniß, keiner wagte dem Rasenden zu folgen. Aber die Leine wickelte sich stetig ab, er kam doch vorwärts — jetzt einen jähen Ruck — das Signal „An Bord!“ vom Schiffe herüber — Lars hatte das Wagstück glücklich vollbracht.

Claus machte die Leine fest, sie straffte sich, er folgte ihr mit gierigen Augen in die Finsterniß; am Schiffe drüben wurde es laut, jetzt eine zerrende Bewegung an dem Seil, dunkle Gestalten schwannten durch die Nacht.

„Bill, bist Du's?“

Keine Antwort; — endlich kommt der erste durch den Schlid herauf — das ist Bill nicht.

„Wie heißt das Schiff? — Woher?“ tönen die Fragen.

„Laura, von H,“ erwiderte der schmutzbedeckte, durch-näste Mann.

„Und der Kapitän?“

„Lührsen, noch an Bord!“

„Gehört sich auch, er allein ist schuld daran,“ sagte der Nächstfolgende.

„Das liest Du,“ schrie Claus ihn an, „Lührsen versteht sein Geschäft.“

Der Matrose warf einen Pack in das Boot und stieg hinein.

„Dann kennt Ihr ihn wohl von früher, jetzt ist's aus mit ihm.“

Wieder wankten zwei Männer, schwer bepackt, das Seil entlang dem Boot zu; Bill war nicht dabei, und das Schiff neigte sich bedenklich zur Seite.

„Was sind denn das für verdammte Lichter?“ fragte der eine.

„Die Lichter von Oland!“

„Sagt ich's nicht dem Kapitän? Aber nein, er glaubt' es nicht, Langeneß müßt' es sein. Er hat den Kopf ganz verloren, der Teufel steh' da am Steuer.“

Sechs Mann waren schon glücklich in den Booten, es fehlten nur noch der Kapitän und Lars. Die Leute hatten den letzteren begegnet, wie er an ihnen vorübereilte. Dem Schiff sei weiter nicht zu helfen, meinten sie. Zwar wenn es bis zur Fluth aushalte, vielleicht könne es dann wieder flott werden, der Kapitän dachte wohl daran und wolle das Schiff nicht verlassen.

Claus freute sich jetzt, daß Bill nicht kam. Wie die elenden Burschen ihren Kapitän verleumdeten!

„Da könnt Ihr lange warten, der Lührsen verläßt sein Schiff nicht!“ rief er triumphirend. „Wo nur Lars bleibt?“

Ein wilder kurzer Schrei flog herüber, die Leine schwannte.

„Na, Alter, jetzt kommt er schon, wäre auch ein Narr,“ sagte spöttlich der eine Matrose.

Claus wollte es noch nicht glauben; hatte der Matrose nicht die Wahrheit gesprochen, so mußte Bill bleiben.

Ein Mann näherte sich mühsam den Booten — ist's Lars — ist's Bill Lührsen, der Kapitän?

„Bill!“ schrie Claus.

Der Mann an der Leine stuzte, dann eilte er rascher den Rufenden zu; sein Gesicht war weiß wie die aufblühenden Wogenkämme. Er wankte — Claus griff nach ihm und half ihm in das Boot. Es war Bill.

„Hast Du Lars nicht gesehen?“

„Lars! Ein Mann kletterte auf den Vorderseilen. Er schrie wie wahnwitzig, eine Sturzwellen riß ihn weg — also es war doch Lars!“

„Ja, Lars und kein anderer! Lars! Sein Kolf rief ihn —“

„Sein Verhängniß!“ entgegnete düster Bill.

„Hoffst Du denn nicht auf die Fluth?“ meinte Claus.

„Das heißt, ich hätte bleiben sollen,“ sagte nach Athem ringend Bill. „Wär' auch geblieben, da glaubte ich Lars' Gesicht vor mir zu erblicken, er sah aus wie ein Gespenst und mich packte das Grauen. Er rief nach seinem Kolf, bis ihn die Welle erfaßte; da stob ich — ich dachte an gar manches und gab jede Hoffnung auf.“

Eine weißköpfige Woge wälzte sich heran, die schwarze Schiffsmauer hob sich krachend auf ihrem Rücken — die Boote mit den Männern flogen weit zurück über die Ufer des Wattstromes — „die Fluth!“ tönte es aus jedem Munde.

Bill blickte schon zurück; die „Laura“ war verschwunden, die Fluth hatte sie befreit; jetzt trieb sie hilflos, verlassen auf den Wogen, Rungholts letzte Hoffnung! Denn es ging schon einige Zeit nicht mehr recht mit der Schiffahrt und es stand schlecht mit Rungholt — die „Laura“ war noch sein einziger Halt gewesen.

Bill fühlte die verächtlichen Blicke der Männer um sich her in der Dunkelheit — die Bestimmung schwand ihm, er sank auf den nassen Grund des Bootes.

Als der Tag graute, erblickten die Uänder von ihren Western aus auf der nahen Sandbank ein Wrack, die steuerlose „Laura“ war dahin getrieben. Die jetzt wieder beruhigten grauen Wellen des Wattenmeeres bespülten einen dunklen Gegenstand am Ufer, mit dem Fernglas erkannte man ihn als menschlichen Körper; — ganz Oland versammelte sich bald davor, es war Lars Tönningen, der Seemann.

Bei Claus in der Stube saß Bill vor einer geleerten Flasche Gin und blickte mit gläsernen Augen, mit dem Kopfe wackelnd, hinaus auf den dunklen Fleck am Horizont.

„Hi hi! Das hab' ich erathen, da läg' ich jetzt wie der dumme Lars da unten; 's ist doch was werth, so ein Sprung im Glas, man kennt sich doch aus! Verdammst gut, das Zeug, besser als Seewasser — ah!“

Er schüttelte das letzte Glas hinunter. Vom Watt herauf brachten sie, Gebete murrend, die Leiche des Lars.

4.

Christen Rungholts Rederei, einst die bedeutendste in H, war nicht mehr. Der Verlust der „Laura“ war der letzte und entscheidende von einer Reihe von Verlusten.

Als Bill Lührsen in Begleitung des Seerichters Claus mit der furchtbaren Nachricht eintraf, da rührte den alten Rungholt der Schlag, seine rechte Seite blieb seitdem gelähmt.

Der verächtliche Blick Goldes, als Bill den Hergang erzählte, machte diesen im Bewußtsein seiner Schuld stottern, tödtete in ihm den letzten Glauben an sich selbst. Er fürchtete sich vor seinem Weibe. Doch dieses hörte mit einem schmerzlich ergebenen Lächeln sein böses Geschick, sie wußte, daß es einst so kommen müsse, daß noch mehr kommen werde. Sie sahen jetzt beide mit einer gewissen Ehrfurcht hinauf zu dem bestaubten Glas auf dem Schrank; ja, es lag eine Veruhigung für Bill in dem Anblicke dieses Zeichens seines unbeugbaren, ehernen Schicksals, es sprach ihn frei von aller Schuld. Nie hätte er das Schiff retten können, da stand es ja geschrieben in dem grünen Glase; er war seinem Weibe, seinem Kinde die Rettung seines nackten Lebens schuldig,

was hätte denn alles Anknüpfen gegen diese unsichtbare, feindliche Macht genügt! Es kam über ihn die Ruhe des Stumpfhirns, der mit felsamer Wollust den nächsten Schlag abwartet, er fühlte sich zuletzt wohl in dieser Rolle des vom Schicksal Verfolgten.

Nur ein Gefühl rüttelte ihn noch auf, erhielt noch den schwachen Rest seiner Lebenskraft, die Liebe zu seinem Töchterchen Maria. Die körperliche Schwäche des Kindes bei der Geburt hatte nichts zu bedeuten gehabt, Maria hatte sich herrlich und kräftig entwickelt; sie glück dem frischesten, sonnigsten Meermorgen und ihre großen Augen konnten sich an Tiefe mit der Nordsee messen.

Bill forschte vergebens in ihnen nach dem wehmüthigen Schimmer, der ahnungsvoll in Kinderaugen liegt im dunklen Vorgefühl kommenden Leides — nichts davon! Nur fester Uebermuth, ein bißchen Trost, kindliche Unschuld standen darin zu lesen. Er wußte nicht recht, ob er sich darüber freuen sollte; wie furchtbar würde das arme Geschöpf einst aufgeweckt werden aus seinem Jugendtraume! Der Gedanke, diese lieben, glückstrahlenden Augen einst von Thränen geröthet, dieses rosige Gesicht vom Gram verzehrt zu sehen, nagte erst recht an ihm. Mit selbstquälerischer Spitzfindigkeit suchte er sich zu beweisen, daß der Fingerzeig des Schicksals nicht nur ihm und Laura, sondern auch ihrem Kinde gelte. Er las gierig alte Bücher mystischen Inhaltes, von Amelungen, Vorherbestimmungen, wunderbaren Ahnungen, und gerieth immer tiefer in das verderbliche Netz seines Wahnes.

Es konnte nicht ausbleiben, daß Bill in der Verbindung mit Laura sein ganzes Unglück erblickte. An dem verhängnißvollen Tag ihrer Hochzeit begann ja der Umschwung, bis dahin war er nur vom Glück begünstigt gewesen, und wenn er auch seinem Weibe keinen Vorwurf zu machen wußte, wenn er sich auch selbst nicht Rechenschaft geben konnte, wie Laura eine Schuld dabei treffen sollte, eine Bitterkeit blieb doch zurück, und in einem verbitterten Herzen stirbt die Liebe.

Der alte Rungholt rettete gerade so viel aus dem Zusammensturz, als er und sein Weib zu spärlichem Unterhalt bedurften. Bill mußte selber für sich sorgen. Aber die Geschichte mit der von der Mannschaft und ihrem Kapitän verlassenen „Laura“ war überall bekannt geworden; man sah Bill mit zweideutiger Miene an. Mit seiner Seemannslaufbahn war es aus, er war jetzt jedem Reeder zum Matrosen zu schlecht.

Nun begannen Noth, Zanf und gegenseitige Vorwürfe, und mitten darin stand ewig lachend, scherzend die zehnjährige Maria und knüpfte immer wieder von neuem das geloderte, zerfressene Band zwischen den Eltern. Für sie mußte der Vater erwerben; wenn es ihr auch nichts nützte, er wollte wenigstens kämpfen mit dem erbarmungslosen Schicksal um sein Kind.

Ein kleiner Kutter aus der Konturschiffe Rungholts wurde von ihm um ein Billiges erstanden.

Er kannte die Küsten und die Inseln weit umher, hatte überall alte Bekannte, der Handel mit Austern, Vogeleiern und Garneelen sollte ihn wenigstens anständig ernähren.

Laura betrieb den Handel in dem kleinen Hause am Hafen, das Bill gemiethet hatte, während dieser die Ware theils selbst sammelte, theils von den Strandbewohnern und Fischern aufkaufte. Die Mannschaft der aus- und einlaufenden Schiffe war ihre Kundschaft. Die kleine Maria ging in die Schule von S., aber auch in ihrer freien Zeit ließ Laura sie nicht theilnehmen

an dem Gesichte des Tages, der Umgang mit dem derben Seewolke schien ihr gefährlich für das unerfahrene Kind.

Eine Reihe von Jahren gedieh das Geschäft, Bill war unermüdet, und das Glück schien ihm günstig; es kam ihm ganz sonderbar vor, ja, es beunruhigte ihn fast. Sollte das alles, was er seither geglaubt hatte, doch Unsinn sein, bloßer Aberglaube, wie Holde sagte? Er erschraf förmlich vor dem Gedanken — dann hatte er ja einem Hirngespinnst sein Glück geopfert, seine Ehre — alles! In solchen Augenblicken sehnte er sich ordentlich nach einem Unglück, das ihn wenigstens vor sich selbst gerechtfertigt hätte.

Es blieb nicht aus. Beim Eier sammeln auf einer Felseninsel stürzte Bill und brach ein Bein; er lachte hämisch, als sie ihn in diesem Zustande zu Laura brachten. Maria pflegte ihn, sie hatte die Erfahrung und den Ernst einer Erwachsenen, wenn es galt. Die Mutter mußte ja im Gesichte sein, das ohnehin, wenn der Vorrath einmal ausging, stark gefährdet war. Außerdem verlangte der Vater selbst immer nach Maria; Laura hatte eine unglückliche Hand, wenn sie nur den Verband berührte, schrie er auf.

Das Krankenlager hätte nimmer enden sollen! Unter dem ewig heiteren, klaren Blick seines Kindes, den munteren und doch so klugen Reden desselben lehrte seine eigene glückliche Jugend ihm wieder zurück.

Maria lockte ihm sein ganzes Inneres unbewußt auf die Lippen; er erzählte von seinen Jugendstreichen, seinen frohen, sorglosen Fahrten auf allen Meeren als junger Matrose. Sie hörte mit hochgerötheten Wangen zu, als wehe eine frische Seebriese ihr um das Gesichtchen. Abends, wenn beim düsteren Schein der Nachtampel die schwarzen Gedanken wieder kamen, die Schmerzen in dem gebrochenen Glied hämmerten und pochten, da ergriff er seiner Tochter Hand und erzählte von dem gespenstigen Reiter auf Dland, von den Wogenmännern, von Lars, dem Kapitän, und seinem Kolf, wie die Wogen den Mann hinwegspülten von der unglücklichen „Laura“, und wie ihn selbst das Entsetzen so erfaßte, daß er das gute Schiff verließ, bevor er das letzte versuchte, es zu retten; wie das an ihm freffe sein ganzes Leben lang. Dabei blickte er starr auf das grüne Glas oben auf dem Schranke, in dem die Flamme des Nachtlichtes sich abspiegelte.

„Es giebt keinen Zufall, Verhängniß ist alles!“ rief er, wild an der Decke seines Bettes zerrend.

„Du hast das Glas da oben oft gesehen, Maria — die Mutter verbietet Dir strenge, es nur zu berühren, ich weiß es — die schlimmsten Erinnerungen pflegt man ja immer am sorgfältigsten — dieses Glas sprang an unserem Hochzeitstag in der Hand Deiner Mutter, als sie mit Lars anstieß, der eben die Geschichte von seinem Kolf erzählte. Es war ein neues Glas, die Mutter hatte es den Tag zuvor zum Geschenk erhalten, es sprang nicht durch Zufall, ebenso wenig als Lars' Kolf durch Zufall verschwand. Im ersten Augenblicke erschraf alles, dann lachte man darüber, alle außer Lars und mir! Und wir hatten recht, daß wir nicht lachten; die Folge hat es bewiesen. Lars liegt auf Dland begraben, ich liege hier, schmachbedeckt, mit zerbrochenen Gliedern — mein, des Kapitans Bill Löhren, Weib, Christen Rungholts Tochter, sitzt in einem dampfen Laden und verkauft Eier und Garneelen an scheltende Seelente!“

Seine Stimme klang thränenersüßt, er preßte die Hand seiner Tochter, die auf das Glas oben mit einem Ausdruck des Jornes blickte, der ihr schönes Antlitz entstellte.

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüten.

Hydraulisches Schiffshebewerk zu Fontinette im Neufosse-Kanal. (Mit Abbildungen Seite 773 und 788.) Der Neufosse-Kanal hat in erster Reihe die Aufgabe, den Verkehr der Stadt Paris mit dem nördlich gelegenen Landstrich und den dort befindlichen Seehäfen zu vermitteln. In der Nähe von Fontinette waren, wegen des starken Gefalles an dieser Strecke, fünf Schleusen nach alter Einrichtung angelegt, welche dem Verkehr jedoch dadurch sehr hinderlich wurden, daß sie für jedes Schiff einen Aufenthalt von 2 bis 2½ Stunden bedingten. Da der Verkehr auf dieser Strecke sich ungemein hob, so wurde dieser Uebelstand mehr und mehr fühlbar und verlangte dringend Abhilfe. Die Kanalverwaltung sah sich deshalb zu einem Umbau veranlaßt und ersetzte die fünf Schleusen durch eine einzige Schiffshebevorrichtung, welche, nach einem englischen Vorbilde, der Hebevorrichtung in Arlington, erbaut, es ermöglicht, die ganze Hebung der fünf Schleusen d. i. eine Höhe von über 13 Meter mit einem Male zu überwinden. Dabei werden zwei

Schiffe in der kurzen Zeit von 20 Minuten befördert, so daß die Leistung die 12- bis 15fache derjenigen der früheren Einrichtung ist. Jetzt fährt einfach das Schiff aus dem Kanale in eine mit Wasser gefüllte Schlenkammer von 45 Metern Länge, 6 Metern Breite und 2 Metern Wassertiefe und wird, zusammen mit dem Wasser- und dem Kammergewichte, in ein ein Zuge gehoben. Das Heben an und für sich nimmt nur 4 bis 5 Minuten in Anspruch, die übrige Zeit, also 15 bis 16 Minuten, ist zum Ein- und Ausfahren der Schiffe, zum Anbringen und Dichten der Verschlüsse erforderlich. Da das ganze zu hebende Gewicht gegen 842 000 Kilo beträgt (also so viel wie zwei ansehnliche Eisenbahnzüge, jeder mit 42 Doppelwaggons, befördern) und dieses Gewicht 13 Meter hoch gehoben werden muß, so entspricht das der bedeutenden Leistung von annähernd 480 Pferdekraften.

Nun werden unsere Leser denken, dazu sei eine mächtige, große Maschinenanlage erforderlich. Aber weit gefehlt: die ganze Arbeit geht,

so zu sagen, von selber — ganz von selber! Die erforderliche, sehr geringe Kraft muß das Wasser des Oberkanals liefern, und fremde Hilfe ist von dem Ingenieur Clark, der die Anlage für die Firma Clark, Standfeld und Clark ausgeführt hat, gar nicht in Anspruch genommen. Wie das ungläublich klingende Ergebnis erreicht wurde, wollen wir im Nachstehenden zu erklären versuchen.

Aus dem landschaftlichen Bilde S. 773 ist die Anordnung im großen und ganzen ersichtlich; es sind zwei Schleusenammern vorhanden, welche miteinander so in Verbindung stehen, daß die eine sinkt, wenn die andere steigt, gerade so wie bei den Schalen einer Tafelwaage; nur hat man hier an die Stelle der Waagschale die Schleusenammer und anstatt des Wageballens von Metall einen solchen der Schleusenammer und anstatt des Wagekanal aus ist forben ein Schiff in die Schleusenammer gefahren, die untere Kammer ist zur Aufnahme eines Schiffes bereit. Es kann demnach sich der Vorgang wiederholen, und so geht's fort im stetigen Wechsel.

Den innern Zusammenhang der Hebevorrichtung und die Art ihrer Wirkung erleben wir nun mit Leichtigkeit aus der zweiten Figur S. 788. Jede Schleusenammer wird von einem sauberen abgedrehten, 2 Meter im Durchmesser haltenden Kolben getragen, der in einem mit Wasser gefüllten zweiseitigen Cylindrischen schwebt. Beide Cylindrischen sind durch eine Rohrleitung miteinander verbunden. Da nun das Wasser derselben durch Stopfbüchsen abgesehen ist und nicht entweichen kann, so ist es erklärlich, daß, wenn der jetzt oben befindliche Kolben heruntergedrückt wird, der andere steigen muß, denn wir haben eine hydrostatische Waage im großen vor uns. Dies Herunterdrücken wird nun auf eine sehr einfache Weise bewirkt.

Man beachte einen Augenblick die schematische Figur: diese entspricht dem Augenblick, wo das rechts befindliche Schiff unten und das links befindliche oben angekommen ist. Schleicht man jetzt das Kopfstück der unteren Schleusenammer an den unteren Wasserpiegel an, so fließt ein Teil des Wassers in den offenen Kanal ab. In der oberen Schleusenammer vollzieht sich der umgekehrte Vorgang; sie fällt sich aus dem etwas höheren Oberwasser. Nur eine Handbreite hoch ist erforderlich, alsdann ist die obere Kammer um so viel schwerer als die untere, daß die Hebevorrichtung nunmehr „fertig“ zur neuen Arbeit ist. Stellt jetzt der Maschinenist das in der Rohrleitung befindliche Ventil, so geht's sofort los. Also, wie gesagt — es geht ganz von selbst; zu jeder Hebung gebraucht man nur das geringe Uebergewicht von 4000 Kilo, für welche man 20 Kubikmeter Wasser aus dem oberen Kanale entnehmen muß, wo dergleichen genug gratis zu haben ist.

Ob hierbei das Schiff beladen ist oder nicht, ist ganz gleichgültig, ja — die Ladung zählt gar nicht einmal mit. Der scheinbare Widerstand erklärt sich dadurch, daß nach dem Einfahren des Schiffes ebensoviel Wasser aus der Schleusenammer heranschießt, als das Schiff, mit oder ohne Fracht, schwer ist. Die Schleusenammer wiegt also nach wie vor 842 000 Kilo, kein Gramm mehr oder weniger, sobald nur die Füllung genau bis zur Wasserstandsmarke reicht.

Es ist natürlich, daß das ganze auf den Kolben wirkende Gewicht der Schleusenammern sich durch den Kolben fortpflanzt und hier einen hohen Druck von beinahe 27 Atmosphären hervorbringt. Das Wasser sucht infolgedessen durch etwaige undichte Stellen der Stopfbüchse zu entweichen. Einestheils um diese Verluste zu ersetzen, andernteils um die Hebevorrichtung bei verändertem Wasserstande, oder wenn der Maschinenist seine Ventile unvorsichtlich gehandhabt hat, sowie außerdem zur Vermeidung von Nebenarbeiten, wie das Heben der Schützen, ist noch eine Vorrichtung erforderlich, die unsern Lesern unter dem Namen „Accumulator“, das ist Kraftsaumler, wohl bekannt sein wird. Der Accumulator ist ähnlich eingerichtet wie die unter der Schleusenammer befindliche

Hebevorrichtung, der Kolben hat jedoch nur 54 cm Durchmesser und nur 8 m lang.

Mit Hilfe einer verhältnismäßig kleinen Brechpumpe, die auch wieder vom Oberwasser des Kanals mittels einer Turbine getrieben wird, wird der Accumulator stets gefüllt gehalten. Jederzeit steht nun dem Maschinenisten eine bedeutende Kraft zur Verfügung, die er durch Drehung eines Nähnagens einstellen kann, um von ihr die erwähnten Arbeiten verrichten zu lassen. Auf diese Weise werden alle Arbeiten vom Wasser selbst besorgt und vier Mann genügen für die Bedienung der ganzen Anlage. Die Accumulatorvorrichtung, die zur Sicherheit doppelt vorhanden befindet sich in dem mittleren Turme unseres Bildes. In den beiden Seitentürmen befinden sich noch Ausgleichsrohre von 2 m Durchmesser, welche bei jedem Stöße das Gewicht der Wasserfülle der Hebetolben ausgleichen und somit die Gleichförmigkeit der Bewegung vermehren. Eine noch weiter eingehende Beschreibung würde aber unser Leser wohl ungeduldig machen.

Die Kosten der ganzen Anlage sind nicht unbedeutend und belaufen sich auf 1 870 000 Franken. Der Bau nahm einen Zeitraum von nahezu 5 Jahren in Anspruch. Durch die Anlage ist jedoch das angestrebte Ziel erreicht worden, der Kanal gefahrt wird wieder allen Anforderungen und wird selbst erheblich gesteigerten Ansprüchen gegenüber ausreichen.

Das Säckerei-Monogramm. Wir haben schon im vorigen Jahre an dieser Stelle auf das ausgezeichnete, unter obigem Titel von Frau Elise Bender, Hofkunstföhrerin in Wiesbaden, herausgegebene Werk (Leipzig, Hoffmann und Chutein) hingewiesen und nehmen jetzt, wo mit Lieferung 25 bis 30 das Ganze vollendet vorliegt, nochmals Gelegenheit, unsere Leserinnen darauf aufmerksam zu machen. Der große Vorzug des Gegebenen liegt in der kunstvollsten Anordnung bei größter Mannigfaltigkeit der Einzelheiten, ferner in der steten Berücksichtigung dessen, was wirklich sichtbar ist. Viele von Künstlern gezeichnete Monogramme entbehren gerade der letzteren Eigenschaft, hier aber fehlt nichts, was nicht mit den bekannten Zeichnungen zur vollsten Wirkung zu bringen wäre.

Jedes Blatt zeigt ein Monogramm in erschöpfendster Behandlung: groß, mittel und klein zur Bier der Bett- und Tischwäsche, einfacher in verschiedener Schrift für das übrige. Die letzten Hefte enthalten als Nachtrag Einzelvignetten, Wappen, Tauchenschilder, Kronen und acht Alphabete mit Zahlen in verschiedener Schrift. Arbeitsstunden und Säckereigeschäfte erhalten in diesem einzig dastehenden Werk geradezu eine Grundlage für ihre Leistungen, aber auch an den Einzelhaushalt ist gedacht durch die sehr nützliche Einrichtung, daß jedes einzelne Blatt mit dem Monogramm für eine ganze Ausstattung um 80 Pf. käuflich ist. Das schöne Werk wurde auf den Ausstellungen von München und Brüssel mit Preisen gekrönt. Wir können es unsern fleißigen und kunstreichen Leserinnen aufs beste empfehlen.

Keiner Briefkasten.

(Anfragen ohne vollständige Angabe von Namen und Wohnort werden nicht berücksichtigt.)

Dr. G. A. S. in W. Die unrichtige Angabe des Bildes in Nr. 32 d. Jahrg. S. 545. **Leipzig'sche Sommerausstellung zu Großweitzschen** ist von dem verstorbenen Major W. Bergoldt gezeichnet worden.
 H. N. in W. Säckereigeschäfte. Sollte wirklich das richtige deutsche Sprachgefühl Ihnen und Ihrer Umgebung soweit abhanden gekommen sein, daß Sie die „Säckerei“ schreiben müssen, ob man „bei dem Buche“ oder „bei dem Buch“ sagt? „Bei dem Buch“ ist ein unabweisbarer Fehler, aus dem man beinahe die engere Heimat Ihrer tabelföhrigen Beiträge erschließen könnte.
 A. S. in München. Das Gedicht „Die Färbekunst“ haben Sie in Schiller's Worten bestiald vergolcht, weil es nicht von Schiller, sondern von Chr. Felder, Daniel Schubarth ist

Inhalt: Sommerwebe. Roman von Marie Peruchard (11. Fortsetzung). S. 774. — Der erdichte Einbringling. Bild. S. 777. — Labors. S. 779. — Die Weltreise des Poles. Deutschland, Deutschland über alles! Mit Abbildungen S. 781 u. 785. — Kurzer zur Errichtung eines Dalmatins auf Helgoland für Hermann von Hallerstein, den Dichter S. 783. — Blätter und Blüten: Österreichisches Schiffsbewert zu Fontaine im Neufsch-Kanal. S. 782. — Der Sprung im Glat. Erzählung von Anton Froehner von Pestal (1. Fortsetzung) S. 788. — Keiner Briefkasten. S. 788.

Sieben ist erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Wild-, Wald- und Weidmannsbilder von Guido Hammer.

Mit Illustrationen vom Verfasser. Elegant gebunden in Prachtband. Preis 6 Mark.

Dieses Buch bildet eine Sammlung der im Laufe einer langen Reihe von Jahren in der „Gartenlaube“ erschienenen bekannten Schilderungen. Der Verfasser, welcher von Jugend an im Genießen und Beobachten der eigenartigen Schönheit des Waldes mit seinem mannigfaltig anregenden Leben seine schönste Lebensfreude gefunden hat, sucht das, was er dem geliebten Walde abgelauscht, in schlichter und getreuer Wahrheit durch Stift und Pinsel wiederzugeben und ergänzt die charakteristischen Bilder durch lebhaft erzählte ansprechende Geschichten.
 Die „Wild-, Wald- und Weidmannsbilder“ haben sich bei ihrem Erscheinen in der „Gartenlaube“ stets reichsten Beifall errungen und werden in ihrer Zusammenfassung in einem stattlichen Buche gewiß auch zahlreiche Freunde finden. Für Förster, Jäger und Jagdsfreunde, sowie überhaupt für alle diejenigen, welche Sinn für Natur und den Zauber des Waldes haben, bildet der stattliche Band das passendste Weihnachtsgeschenk.

Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Gerathgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Erdner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von M. Wiede in Leipzig.